

Benno Kieselstein

Der Zehntausend-Lungen-Mann

Benno Kieselstein

DER ZEHNTAUSEND - LUNGEN - MANN

Erzählung

Als Manuskript veröffentlicht

Version 1.2.14 (2024-09-02)

IMPRESSUM

Text: © 1989 und 2023 Copyright by Benno Kieselstein

Umschlag: © 2024 Copyright by Benno Kieselstein

Verantwortlich für den Inhalt: Benno Kieselstein,
Hamelner Straße 44, 28215 Bremen, +49 163 7318663,
zlm@beno.de

Druck: epubli – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

TRIGGERWARNUNG

Agnostizismus, Alkoholkonsum, Amoralität, Asozialität, Atheismus, Betäubungsmittel, Blasphemie, Dünkel, Fluchen, Gewalt, Homophobie, Ironie, Ignoranz, Kulturpessimismus, Misogynie, Philosophie, Rassismus, Rauchen, Schimpfwörter, Sex, Sexismus, Spott, Überheblichkeit, Verantwortungslosigkeit, Verunglimpfung anderer Kulturen, vulgäre Sprache, Zivilisationskritik.

DISCLAIMER

Alle Personen und Situationen in diesem Werk sind mehr oder weniger frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Personen oder Situationen sind unvermeidbar. Der Erzähler ist eine Figur des Autors – wie alle anderen Personen in diesem Werk – und nicht mit ihm identisch.

F Ü N F U N D Z W A N Z I G

Das Leben schreibt keine Geschichten, das Leben geht weiter. Und indem es weitergeht, macht es Geschichten, zu jeder Tages- und Nachtzeit macht es Geschichten, zack zack, eine nach der anderen, und das auf fünf Kontinenten gleichzeitig, zärtlich und satt, abgründig und platt die meisten, von aufregender Unverschämtheit und von haarsträubender Unverfrorenheit, ganz gerade und nicht beschönigte, banale und ungehobelte Geschichten, die man sich selbst wohl kaum ausdenken würde, in denen keins zum anderen passt oder auch meins zu deinem passt, wer weiß, unausgewogen, ohne Maß und Stil, unverblümt, ohne Sinn und Ziel, von erfrischender Skurrilität und von kränkender Banalität, so gehaltvoll wie eine leere Lohntüte, Geschichten, so ergreifend wie eine verbeulte Cola-Dose, die nicht irgendwie irgendwo beginnen, sondern - Doing! - einfach da sind.

Man ist schon längst Statist in ein paar tausend dieser Geschichten, man hat es nur noch nicht bemerkt, und wenn man es bemerkt, ist es sowieso zu spät, denn das ändert nichts, ein depressiver Schützenkönig schwängert ein minderjähriges Naivchen, einmal rein, einmal raus, fertig ist der kleine Klaus, das bist du, und schon ist man mitten im Gewühl und kann es noch nicht fassen, sag mal Wau Wau, sitz gerade, sei nett zu Tante Lene, und man sagt Wau Wau, man sitzt gerade, man

ist nett zu Tante Lene, aber Tante Lene ist nicht nett zu einem, geh mich ausse Füße, mach nich so wild mit'em Löffel in'er Tasse rum, man kann es nicht fassen, und es geht Schlag auf Schlag, man kommt aus dem Staunen nicht raus, Zug um Zug, es heißt Geburtstag, mein Spatz, Ge-Burts-Tag, und nicht wie man dachte, Purzeltag, weil man an diesem Tag in die Welt gepurzelt kam, und weiter mit Trenne nie Es Te denn es tut ihm weh, und wenig später Sum Es Est, dann Stillgestanden, präsentiert das Gewehr, und man steht still und man zeigt sein Ding, obwohl man es diffus unanständig findet, und nie, aber wirklich nie trennt man Es Te, denn es tut ihm weh, doch was hilfts, es folgt das unausweichliche Nach Paragraph 8b des Gesetzes zur Regelung der Miethöhe sind Sie verpflichtet, man wird mit Sie angeredet, aber sonst hat sich nichts geändert, und man kann es immer noch nicht fassen, und dann dieser stechende Schmerz, und Internist und Röntgen, und Einatmen und ausatmen und nicht mehr atmen, und man hält brav die Luft an, aber der Arzt hat ein Foto, mit dem er einen durchschaut, und zeigt einem diese Schatten, und Sie müssen unbedingt, und man tut, was man unbedingt muss, da stecken einem schon die Plastikschläuche in allen Röhren, es geht dem Ende zu, man atmet nicht mehr selbst, man wird beatmet, mit anderen Worten: alles beim alten, und man fasst es immer noch nicht und schon ist man ein Engel, Ciao Baby, das war's.

Diese Geschichten gleichen jener Affenfalle, gemacht aus einer ausgehöhlten Kokosnuss, in die ein paar Löcher gebohrt sind, gerade so groß, dass der Affe die schlanke Hand hindurchstrecken kann. Eines sonnigen Morgens entdeckt der Affe die Nuss, an den Baum gebunden mit dicken Stricken, und betrachtet sie neugierig und aufmerksam, und durch die Löcher sieht er den Reis, den der Mensch in die Nuss gelegt hat. Oh Reis, denkt der Affe, wie nett. Und noch bevor ihm richtig klar ist, was er tut, steckt er die schlanke Hand durch eines der Löcher, was liegt näher als das. Doch im selben Moment ist sein Schicksal besiegelt, wie vom Menschen beschlossen. Der Affe greift den Reis, und plötzlich, beim Versuch, die Hand zum Mund zu führen, passt sie nicht mehr durch das Loch, da kann er noch so heftig ruckeln und sich das Handgelenk blutig schaben, es wird ihm nicht gelingen, die Faust aus der Nuss zu ziehen. Der Affe ahnt, dass es eine Falle ist, er kriegt Panik und fängt an zu schreien, was liegt näher als das, aber dass er seine Hand nicht schlank machen kann, solange er den Reis nicht loslässt, begreift er nicht mehr schnell genug, denn schon kommt der Mensch, vom Geschrei angelockt, und gibt dem Affen eins auf'n Kopp, und ab in den Zoo nach Gelsenkirchen.

Das Leben schreibt keine Geschichten, das Leben geht weiter. Und indem es weitergeht, macht es Geschichten, auch solche mit einem klammheimlichen Anfang, wie ja alles auf diesem Planeten seicht und unauffällig irgendwo begonnen hat, ganz beiläufig irgendwie. In

unserem Jahrhundert war dieser Anfang meistens ein Anruf. Seit der Erfindung des Telefons beginnt alles auf dieser Welt mit einem Anruf, den ein Ahnungsloser entgegennimmt. Wenn ich wollte, könnt ich's beweisen. So ist es mehr als selbstverständlich, dass auch die Ereignisse, von denen dieser Bericht handelt, mit einem Anruf begannen, den ich allerdings nicht entgegennahm, sondern in die Welt setzte. Natürlich ohne zu wissen, was ich damit anleierte.

V I E R U N D Z W A N Z I G

Wie üblich war ich an diesem Freitag eine Stunde früher als an den anderen Werktagen aus der Telefonzentrale gekommen und fühlte mich im Grunde viel zu schlapp für irgendeine Wochenend-Aktion. Am besten war es wohl, wenn ich Pete anrief. Wenn es klappte, war das Wochenende geritzt und ich konnte wieder mal einfach bloß durchhängen. Aber es war früher Nachmittag, viel zu früh, um Pete zu erreichen. Und außerdem war ein Anruf bei Pete sozusagen gleichbedeutend mit einem Besuch im Adam's City, einem großen Pilslokal in der Innenstadt, ganz und gar nicht meine Sorte Kneipe, ich ging nur dorthin, um Pete zu treffen. Ich denke, dass Pete diese Schänke eigentlich auch nicht mochte und sie ausschließlich für die Geschäfte mit mir aufsuchte. Für Adam's City musste man gerüstet sein, nicht müde oder sonstwie instabil, sonst war dieser Laden nicht zu ertragen. Seit ziemlich genau einem Jahr war ich chronisch instabil, und ich machte mir nicht mehr vor, dass es mir gut ging.

Ich setzte mich auf den Klodeckel und drehte die Wasserhähne über der Badewanne auf, und während das Wasser einlief, setzte ich einen doppelten Espresso auf. Beides würde erfahrungsgemäß zur gleichen Zeit fertig sein. Mit der Hand kontrollierte ich die Temperatur des einlaufenden Wassers. Es war so heiß, dass

man es erst nach einiger Gewöhnung als erträglich empfand. Genau richtig. In der Küche röchelte die Espresso-Kanne, und ich ging rüber und erlöste sie.

Mit dem Espresso auf dem Klodeckel begann ich das Ritual des Einsteigens, und zwar mit dem linken Fuß. Ich tunkte ihn kurz und wartete auf die Empfindung *heiß*. Das war immer wieder witzig. Der Fuß steckte schon längst nicht mehr im Wasser, dann erst fühlte ich die Hitze. Der Reiz kam nicht, wie man sich gerne einbildete, sofort im Gehirn an, sondern er brauchte einige Zeit. Sie war immerhin so lang, dass man sie ohne Messinstrumente, mit bloßem Fuße wahrnehmen konnte. Wenn man den Fuß schnell genug wieder herauszog, so wie ich es gerade getan hatte, dann war die Empfindung bei ihrer Ankunft im Bewusstsein bereits von den Tatsachen überholt. So eine lange Leitung! dachte ich. Es war wie mit manchen Sternen, deren Existenz uns durch Licht vorgegaukelt wird, das immer noch zur Erde unterwegs ist, während der Stern in Wirklichkeit längst erloschen ist.

Ich stand jetzt mit beiden Füßen im Wasser. Auf dem Rücken brach mir der Schweiß aus, ich musste heftig atmen, um diese Hitze überhaupt aushalten zu können, aber genau so wollte ich es haben. Es fühlte sich an, als seien heiße Bänder oder Drähte, die sich sehr flink bewegten, um meine Waden gelegt. Dieses Gefühl schien daher zu rühren, dass die Oberfläche heißer war als das Wasser darunter. Scrotum, komisches Wort, dachte ich, während ich allmählich in die Hocke ging und mich

langsam, sehr langsam, setzte. Beim Ausstrecken der Beine liefen die heißen Ringe an den Waden Oberschenkeln auf die Knie zu und verschwanden. Dann die Gänsehaut auf den Oberschenkeln. Dass man auch von der Hitze eine Gänsehaut kriegte! Und in Japan soll es Leute geben, die bei 80 Grad badeten. Unvorstellbar.

Dann endlich lehnte ich mich zurück, hakte meinen Nacken am Wannenrand ein und schloss die Augen. Der ganze Körper wurde schwer und breit. Auch die Gedanken wurden breit.

Vor ziemlich genau einem Jahr war ich eine Woche lang, bis ihre Karte kam, jeden Morgen zwischen halb fünf und sieben Uhr am Busbahnhof gestanden, zitternd von Kälte und Aufregung, wartend auf die Busse aus Griechenland. Viele dunkelhaarige Männer stiegen aus, denen der Busfahrer aus den Stauräumen sorgfältig verschnürte Pakete aushändigte. Auch Frauen, meist ältlich und unförmig dick, Kopftücher tragend, aber die eine, wegen der ich hier zitterte, war nie dabei.

Damals hatte ich noch nicht wissen können, dass ich auf eine wartete, die niemals ankam. Das schrieb sie mir erst aus Berlin, auf einer grellen Postkarte, die mir eines Mittags aus dem Briefkasten entgegenfiel, nachdem ich wieder gefroren und gewartet hatte, danach nochmal ins Bett gegangen war und bis in den späten Vormittag unter bedrückenden Halbträumen mich gewälzt hatte. Lapidar erwähnte sie auch den Namen jenes anderen Mannes, und ich solle mir bitte keine Hoffnungen

machen, es sei wirklich ernst, und wenn sie nochmal nach München komme, so nur, um den Umzug zu regeln.

An einem Samstagmorgen, etwa zwei Wochen nach ihrer Karte, kam ich mit der S-Bahn von einer Siedlung am Stadtrand zurück, wo ich mich auf einem Fest besoffen hatte. Ich war über Nacht geblieben und hatte am anderen Morgen mit etlichen verkaterten Leuten, die ich gar nicht oder nur von ferne kannte, an einer riesigen, sonnenüberfluteten Frühstückstafel geblödel und mehrere große Tassen Kaffees getrunken. Man hatte mir eine sprudelnde Tablette aufgedrängt, und nun war ich wieder einigermaßen klar und fühlte mich heiter, ruhig und entspannt wie nach einem Fest mit alten Freunden.

Die Bahn hielt an der Station, an der ich immer ausgestiegen war, wenn ich zu Jule rausfuhr, auf die ich bei den Bussen zitternd gewartet und die ich seit jener Karte tatsächlich nicht mehr getroffen hatte. Ich folgte einer sentimental Intuition und verließ den Zug. Trottete den langen Weg durch die kleinen Straßen, aber nicht wie früher, als ich stets sicher war, sie anzutreffen, und die Strecke zwischen dem Bahnhof und ihrer Wohnung nur ein ärgerliches Hindernis gewesen war, sondern diesmal wie ein Spaziergänger, so schritt ich und schaute. Doppelhäuser mit angebauten Garagen, Vorgärten mit kläffenden Hunden, scharenweise Kinder, die in den Bergen zusammengeharkten Laubs tobten und schrien, und Laub harkende Eigenhüsler, die ihre gesamte elterliche Autorität ins Gewicht warfen, um die ausgelassenen Kinder zur Raison zu bringen. Die Sonne

gab ihren letzten Auftritt für dieses Jahr, ein grandioses Finale in den Vorgärten, Gelb und Braun und Rot. Trotz des Windes fühlte man ihre Wärme auf Stirn und Schläfen. Ich steckte ein paar auffällig glänzender Kastanien in die Jackentasche.

Endlich an ihrem Haus angekommen, war ich ein bißchen erstaunt, ihr Namensschild noch an den Klingeln zu finden. Ich drückte den Knopf, hörte das Knacken der Sprechanlage und erkannte sofort die Stimme, die *Ja?* fragte und, obwohl ich nicht antwortete, wurde mir geöffnet. Ich ging etwas beklommen hinauf.

Oben stand sie aufrecht und breitschultrig in der Wohnungstür, wie es sonst gar nicht ihre Haltung war, und ich bemerkte, dass sie erschrak, als sie mich erkannte, aber nicht schwächer wurde, sondern nur die Stirn etwas hob und, nachdem sie *Hallo?* gefragt hatte, zunächst zögernd, später immer freier und rüchhaltloser, ihr Lächeln entfaltete. In diesem Moment begriff ich, dass ich sie tatsächlich verloren hatte, und sagte nichts, sondern machte nur einen Schritt auf sie zu. Mit rechts traf ich die Nase, mit links das Ohr, da hatte sie auch schon die Tür geschlossen.

Ich erschrak und stand eine Weile ratlos. Sie her-austrommeln, mich entschuldigen, alles das ließ mein Stolz nicht zu. Ich wandte mich um und ging. Unten stellte ich fest, dass ich an den Knöcheln blutig war, hielt inne und wischte mir die Hände an meinem Taschentuch. Im Hinausgehen warf ich drei von den Kastanien in ihren Briefkasten.

Jetzt, in der Badewanne träumend, ziemlich genau ein Jahr danach, wieder derselbe Stein im Bauch wie an jenem Samstagmorgen, als ich von Jule gekommen war, Blut in den kleinen Fältchen auf den Handknöcheln. Das war der natürliche Preis, der Schmerz, wenn man verletzt, wen man liebt. Und obwohl der Stein sich in letzter Zeit immer seltener in meinem Bauch einnistete, war er jetzt wieder voll da wie am ersten Tag.

Der Espresso war inzwischen längst kalt geworden, meine Fingerkuppen in Zornesfalten, beides sagte mir, dass ich schon viel zu lange im Wasser gelegen hatte. Ich zog den Stöpsel und lehnte mich wieder zurück. Das Wasser und mit ihm die Wärme verließen meinen Körper, ein klareres und freieres Wohlbefinden stellte sich ein. So ungefähr musste es sein, wenn man verblutet, der Tod als eine neue Dimension von Freiheit und Klarheit. Schließlich trocknete ich mich ab. Draußen war es inzwischen längst dunkel geworden, ein Anruf versprach jetzt einigen Erfolg. Ich musste nicht lange warten, dann meldete sich das bekannte Säuseln: Well, hello?

Er betonte das *Hello* auf der zweiten Silbe. Obwohl er seit mehr als 15 Jahren in Deutschland lebte und das Deutsche fließend beherrschte, hatte er ein paar typische britische Redewendungen beibehalten, an denen man ihn erkannte. Er nannte nie seinen Namen, wenn er ans Telefon ging. Ich weiß bis heute nicht, wie er wirklich hieß. Jedenfalls verlangte er, dass ich ihn Pete nannte, also nannte ich ihn Pete.

Hab gedacht, du kannst mir vielleicht helfen, sagte ich. Wir telefonierten stets in verdeckter Rede, das hatten wir einmal abgesprochen. Seitdem benutzte ich die Formel *mir helfen*, und Pete hatte es gleich beim ersten Mal richtig verstanden. Das war, was ich an ihm so schätzte.

Wieviel brauchst du denn, fragte Pete. Hundert Mark. Schon erstaunlich, wie ein kleines Wort den Sinn eines Satzes verändern kann. Ich ließ das Wort *für* aus, und schon klang es, als wollte ich mir Geld leihen.

Pete stellte in Aussicht, dass da *was gehen* könne. Im Klartext: Er hatte genügend Stoff, um meine Wünsche zu befriedigen. Damit war fast alles gesagt. Fehlten nur noch Zeit und Ort. Damit es sich wie ein Gespräch zwischen Freunden anhörte, schwafelten wir oft noch eine Weile herum. Ob ich Jule wieder getroffen hätte, fragte Pete schon lange nicht mehr. Und nach einem kleinen peinlichen Schweigen sagte ich, einfach weil ich keine bessere Idee für Kleingespräch hatte, es sei nicht eilig, obwohl ich das Zeug noch heute Abend haben wollte.

Pete verblüffte mich mit der Entgegnung, es sei durchaus eilig, weil er mit mir reden müsse. Damit war er irgendwie aus der Rolle gefallen. Ich verstand nicht ganz, glaubte aber nicht, dass es gefährlich sein würde.

Ist halb zwölf genehm? Ich bejahte. Wie gehabt? Ich wiederholte. Wir vermieden es, am Telefon die Namen unserer Treffpunkte zu nennen, wie wir es auch vermie-

den, uns bei ihm oder bei mir zu treffen. Möglicherweise wurde sein Telefon abgehört, möglicherweise auch meines, wahrscheinlich aber weder das seine noch das meine. Dennoch hatten diese Maßnahmen durchaus einen tieferen Sinn. Wir signalisierten damit einander: Du kannst beruhigt sein, ich weiß, wir bewegen und auf heißem Pflaster, aber wegen mir wirst du dir ganz bestimmt nicht die Füße verbrennen. Wer weiß, vielleicht verdankten wir es tatsächlich diesen Maßnahmen, dass unsere Zusammenarbeit bis auf den heutigen Tag ungestört verlaufen war, mittlerweile fast fünf Jahre. Und außerdem fanden wir dieses Verschwörergetue irgendwie chick, gewiss, es zeichnete uns als Profis aus, was uns beiden schmeichelte.

Sei's drum. Jedenfalls fing mit diesem Anruf alles an. Mit anderen Worten: es begann wie in einem mittelmäßigen deutschen Krimi. Und es endete nicht besser.

D R E I U N D Z W A N Z I G

In den billigen Edelholznischen, an den runden Stehtischen und am Tresen lärmende Scharen von halbstarke Schnauzbärtchen und ihren Ischen. Ich zwängte mich zwischen billigen Lederjacken und weißen Rüschenblusen durch den gesamten Laden, in der Hoffnung, irgendwo Pete zu entdecken. Überall stupide Malocher-fressen, denen man aus der Ferne schon ansah, dass sie alle vor der Tür einen aufgebohrten weißen Golf stehen hatten, mit einer Viertausendmark-Stereoanlage drin und an der Heckklappe das Playboy-Logo. Die Ischen durchaus nicht besser, aber irgendwie nahm ich es denen nicht so übel, man war ja nicht gezwungen, ihnen ins Gesicht zu sehen, entweder hinten oder vorne, irgendwo war meistens was dran, warum mehr verlangen. Das Problem war nur, dass man insgeheim trotzdem mehr verlangte, wenn man auch nicht genau sagen konnte, was es war.

Ich stand eine Weile un schlüssig rum, bis ich sah, dass drei Leute zahlten und einen Stehtisch räumten, an den ich mich sofort stellte, während die Bedienung noch die Gläser abräumte. Ich hielt sie am Ärmel fest und bestellte zwei Pils. Sie kamen zu schnell, waren warm und schaumlos. Ich trank, glotzte und hörte der Musik zu. Pils, Weib und Rock, dachte ich, die neuzeitliche Variante von Wein, Weib und Gesang. Die Weiber hier

waren wenigstens zu Ankucken, was durchaus keine Selbstverständlichkeit ist.

Wo ich ging und stand, immer musste ich Frauen glotzen. Ich glaubte nicht, dass das jemals aufhören würde, ich hielt es für ein Naturgesetz und nahm es als gegeben. Der Mann musste glotzen. Allerdings glaubte ich, so wie sich immer deutlicher das Wort *Mädchen* aufdrängte, je älter ich wurde, genau so würde sich allmählich legen, dass ich jede Schönheit unbedingt haben musste. Vielleicht auch nicht, wer weiß. Jedenfalls störte ich mich mittlerweile an kleinen Gesten, die ich früher wohl einfach übersehen hatte.

Mir saß ein kaum zwanzigjähriges Schönchen im Blick, das sich ständig mit gespreizten Fingern in die roten Locken griff, die gesamte Haarpracht mit aufreizender Langsamkeit zurückstrich, auf halber Strecke innehielt, gedankenschwer ins Nirwana blickte, und schließlich die rote Fülle wieder nach vorne fallen ließ. Sowas fand ich einfach blöd, da konnten ihre Lippen noch so herzig, ihre Brüste noch so hoch, ihr Arsch noch so knackig sein, sie war durchgefallen. Natürlich glotzte ich, aber solche Mädchen schieden einfach aus, genau wie ihre deutlich ältere Freundin mit dem harten, fast rechteckigen Gesicht, die nur widerwillig mit ein paar äußerst knappen Lappen der kalten Jahreszeit ihren Tribut zollte. Im Sommer würde sie wahrscheinlich im Tanga auftreten, die Brustwarzen mit Lametta beklebt. Man musste glotzen, wann immer eine Frau zur Schau stellte, was an ihr ansehnlich war, und zugleich hasste

man sie dafür, dass sie so mit einem spielte. Sie kannte die Naturgesetze, denen Männer unterstanden, sie kannte ihr Kapital und setzte es erbarmungslos ein, um uns zu demütigen mit ihren Reizen.

An einem anderen Tisch zog eine Hellhaarige immer wieder dieselbe Strähne durch Zeige- und Mittelfinger, eine völlig überflüssige und nutzlose Geste, deren tieferer Sinn wahrscheinlich darin bestand, zu sich selbst ein bißchen zärtlich zu sein. Der Griff ins eigene Haar ist unfreiwillig wohl eine sehr ehrliche Geste, weil sie unkontrolliert so viel preisgibt. Und obwohl die Helle mir leidtat, stieß sie mich doch ab.

Nicht so Jule, dachte ich, Jule war anders. Sie hatte viele Jahre zu einer evangelischen Jugendgruppe gehört, und das hatte ihr nicht unbedingt gutgetan. Sie verachtete die Schönheit des Körpers und legte es eher darauf an, irgendwie abstoßend auszusehen, fast hässlich. Auch eine Art Eitelkeit, dachte ich plötzlich.

Das erste Pils war getrunken, Pete mittlerweile mehr als zwanzig Minuten über der Zeit. Ich hatte gerade mit dem zweiten Bier angefangen, das eigentlich für ihn bestimmt war, da sah ich in der Ferne seinen Kopf über der Menge schweben, von einem Strohhut bedeckt. Pete war länger und schmaler als alle anderen Typen, die ich kannte, und sein Gesicht war ebenfalls lang und schmal und wirkte ziemlich britisch. Er hatte sich einen kleinen eckigen Schnauzbart stehen lassen wie Charly Chaplin, und auch sein Gang mit auseinandergespreizten Füßen war der Gang Chaplins. Er trug das weiße Jackett

mit den dunkelblauen Karos und einen grünen Leder-schlips, der überhaupt nicht dazu passte. Ich fragte mich immer, ob sich in diesen erlesenen Geschmacklosigkeiten seine Art von Humor ausdrückte, oder ob er einfach keine anderen Klamotten besaß. Irgendwie hielt ich es für ausgeschlossen, dass er sich nicht besser zu kleiden verstand.

Als ich vor neun Jahren mein Studium, das ich nie abgeschlossen habe, hier in München fortsetzte, hatte ich schnell einen großen Kreis neuer Bekannter und Freunde, kannte aber niemanden, der mir dieses Zeug besorgte. In einer Sommernacht war auf einem Fest die typische konische Zigarette rundgegangen, an der ich gerne zog, denn ich hatte seit meinem letzten Besuch in Marburg nichts mehr geraucht. Ich fragte mich nach dem Urheber dieser Funny Cigarette durch und lernte einen Maschinenbaustudenten kennen, der, wie er sagte, das Zeug eigentlich nicht selbst verkaufte, aber gerne bereit war, mich mitzuversorgen. Als er sein Studium fertig hatte, fand er einen Job in Friedrichshafen am Bodensee. Eines Abends, kurz bevor er wegzog, hatte er mich mitgenommen ins Adam's City. Seitdem kannte ich Pete.

Pete kam mit seinem Kopf bis dicht vor mein Ohr und brüllte seine Entschuldigung. Der teure, von der Musik-industrie produzierte Krach in diesem Laden hatte den Nachteil, dass man sich ziemlich anschreien musste, was auf Dauer für mich sehr anstrengend war. Der Vorteil bestand darin, dass man weitgehend unverhüllt reden

konnte. sofern das Wort *reden* hier überhaupt noch angemessen ist.

Wir steckten die Köpfe zusammen wie zwei Verliebte und begannen das Gebrüll. Pete drückte sich bewusst umständlich aus, kleidete alles in möglichst gewöhnliche, harmlos klingende Worte, umspielte den einen oder anderen Begriff so lange, bis ich endlich kapierte. Als dies nur, um einem möglichen Lauscher den Eindruck einer belanglosen Plauderei zu geben. Eine vollkommen überzogene Maßnahme, die meine Nerven ziemlich strapazierte. Aber er ließ sich nicht davon abbringen.

In diesem Herbst erwarte er für Anfang nächsten Monats die Auszahlung eines Prämiensparvertrags. Ich lachte mich schlapp. Pete kuckte irgendwie verständnislos. Prämiensparvertrag, kreischte ich, Pete ist Prämiensparer! Ich fand es irrsinnig komisch, obwohl ich noch gar nichts geraucht hatte. Natürlich wollte Pete mir nicht erzählen, dass er Prämiensparer war. Es war nur die Eröffnung, das war so seine umständliche Art, sich an ein Thema heranzupirschen. Was er mir erzählen wollte, war: dass er trotz dieser hohen Summe, die ihm in ein paar Wochen zur Verfügung stehen würde, noch zusätzliches Geld brauchte.

Ungefähr an dieser Stelle des Gesprächs griff Pete in eine Jackentasche und holte eine Zigarettenschachtel hervor. Er öffnete sie und hielt sie mir hin, als ob er mir eine Zigarette anbieten wollte. Die Schachtel enthielt noch genau zwei Zigaretten. In dem freien Raum neben den Zigaretten lag etwas, das aussah wie ein

Klumpen Stanniolpapier. Es war das, weswegen wir uns hier trafen. Ich wusste, dass in Wirklichkeit nur die äußere Schicht aus Stanniol bestand. Der Kern, der aussah wie Scheiße und von Pete auch gerne mit dem englischen Wort dafür bezeichnet wurde, bestand aus einem erheblich besser riechenden Stoff. Ich befand, dass die Größe des Brockens okay war, nickte Pete zu und winkte ab. Pete zog die Schachtel zurück, entnahm eine Zigarette, schloss die Schachtel und warf sie nicht allzu nachlässig auf das Tischchen. Ich nahm eine von meinen eigenen und ließ mir Feuer geben.

Äfghänistän, brüllte Pete. Mir doch wurscht, brüllte ich zurück. Und schwarz wie Hölle, brüllte Pete. Mir wurscht, brüllte ich zurück. Gut six Grämm, brüllte Pete weiter. Ist nicht für mich, brüllte ich.

Soviel dazu. Normalerweise sprachen wir kaum mehr als dieses. Diesmal aber fuhr Pete mit seinen umständlichen Enthüllungen fort. Ich darf hier zusammenfassen: Schon seit einiger Zeit, so Pete, bekam er in unregelmäßigen Abständen, ein- bis zweimal im Jahr, von einem guten Bekannten aus Frankfurt ein unglaubliches Angebot: ein Kilo Shit für vierzehntausend Mark. Das sei so günstig, dass man es eigentlich, wenn man einigermaßen bei Trost war, nicht ausschlagen konnte. Trotzdem hatte er es bisher immer ablehnen müssen, einfach weil er das Kapital nicht besaß.

Wenn ich bis Anfang nächsten Monats irgendwie viertausend auftreiben könnte, würde er vielleicht den Deal mit mir zusammen machen. Wir würden dann das Kilo im

Verhältnis zehn zu vier aufteilen, ich bekäme also fast dreihundert Gramm, und damit hätte ich für die nächsten zwei bis drei Jahre ausgesorgt.

Ich schwieg. Sowas hatte Pete mir in all den Jahren noch nie vorgeschlagen. Wie konnte ich erkennen, ob an der Sache was faul war. Für mich in der Tat ein verlockendes Angebot. Und wenn es irgendein Trick war? Ich hatte ihm bisher noch nichtmal einen Hunderter geliehen, und nun sollte ich ihm gleich viertausend anvertrauen? Wie aber, wenn er damit durchbrannte?

Pete eröffnete mir, dass ich ihm mein Geld nicht aushändigen müsse. Vielmehr werde er mir sein Geld anvertrauen. Mehr könne er jetzt nicht sagen. Er könne nicht sicher sein, dass ich ihn nicht reinlegte. Aber ohne ein bichen Risiko gehe rein gar nix. Womit er in jedem Fall Recht hatte. Trotzdem schwieg ich weiter und grübelte. Immerhin hatte Pete sich bereits in ein erstes Risiko begeben, indem er mir diese Geschichte unterbreitet hatte. Aber das war natürlich keine Sicherheit.

Dass ich dir von diesem Deal erzähle! Das beweist doch, dass ich dir vertraue. Was willst du noch. Irgendwie ist er ein sympathischer Kerl, dachte ich. Ich habe keinen Grund, ihn reinzulegen. Und er eigentlich auch nicht. Also? Es war fair, damit hatte er Recht, aber ich verlangte mehr Sicherheit. Pete warf mir vor, ich stellte mich an wie die Jungfrau vor'm ersten Stich. Er deutete damit an, dass dieses Ding mein erster Deal sein würde. Mir war nicht klar, ob er mich

wirklich durchschaut hatte oder ob er mich nur bei meiner Ehre packen wollte. Ihm gegenüber stellte ich mich gerne als kleiner Dealer dar, der ich in Wirklichkeit gar nicht war. Ich fand es bloß peinlich, vor ihm zuzugeben, dass ich so viel von seinem Zeug rauchte. Aber so würde er mich nicht kriegen. Die Sicherheit meiner bürgerlichen Fassade war mir in jedem Falle wichtiger, als vor einem Dealer das Gesicht zu wahren. Ich schwieg beharrlich weiter. Außerdem dachte ich, natürlich hing er mit zehntausend sicher tiefer drin als ich mit vier.

Ich versuchte Details in Erfahrung zu bringen, wie der Deal laufen sollte. Oh my god, schrie Pete, deutlich lauter als bisher, lauter als angemessen. Ob ich wirklich ein Profi sei? Ob ich ihn in diesem Stadium schon alle Einzelheiten erzählen würde? Heute nur noch so viel: Wenn ich jetzt ja sagte, dann würden wir uns in genau einer Woche wieder hier treffen, same time, same place. Ich würde meine vier dabei haben, er seine zehn. Und zwar in großen Scheinen. Alles weitere dann. Es sei eine bombensichere Sache. Worauf ich mich verlassen könne.

Wir riefen die Bedienung und zahlten. Ich riss mein Portemonnaie auf und zog einen Hunderter, die Bedienung streckte die Hand aus, aber ich gab ihn ihr nicht, sondern legte ihn auf auf den Tisch und fingerte einen kleineren Schein raus, den ich ihr reichte. Pete legte sein geöffnetes Portemonnaie über meinen Schein auf den Tisch. Als die Bedienung wieder abzog, steckte er den

Schein in sein Portemonnaie. Wir standen auf. Schon zwei Schritte von unserem Tisch entfernt, ging ich schnell zurück, griff Petes Zigarettenschachtel und steckte sie ein. Das wars auch schon.

Draußen, im kalten Wind, der um Adam's City pfiff, gab ich Pete schließlich mein Okay. Vielleicht, weil es mir peinlich war, Pete als nicht vertrauenswürdig dastehen zu lassen. Vielleicht, weil ich es einfach mal wissen wollte. Jedenfalls: Ich gab mein Okay. Pete riss beide Daumen hoch und wiederholte sein *same time, same place*.

Z W E I U N D Z W A N Z I G

Zu Hause nahm ich den Brocken aus der Zigarettenschachtel und pellete ihn aus dem Stanniol. Pete hatte nicht übertrieben: es war 1a-Qualität, tierisch schwarz und gut riechend. Hektisch suchte ich die Blättchen. Nachdem ich sie endlich gefunden hatte, ging alles sehr zügig: Eines quer an das andere kleben. Wenn man sie ganz am Anfang zusammenklebte, konnte die Klebestelle trocknen, während man die anderen Dinge tat: den braunen Brocken erwärmen, etwas davon abpfriemeln, zwischen Daumen und Zeigefinger zermalmen, die Brösel auf ein großes Schreibpapier streuen. Dann die Aktive anlecken und aufbrechen, den Tabak in die zusammengeklebten Blättchen betten, die dunkeln Krümel vom Papier möglichst gleichmäßig über den Tabak rieseln lassen. Beim Rollen musste die quergeklebte Stelle trocken sein, wenigstens so lange musste man mit dem Drehen warten, das lohnte sich. Wenn sie aufbrach, würde einen das ganz an den Anfang zurückwerfen. Drehen, die Gummierung anfeuchten mit der Unterseite der Zunge, die gummierte Kante über das andere Ende biegen, schön zusammendrücken, konisch kleben. Es fehlte an Pappe. Immer fehlte es an Pappe. Zum Glück fiel mir ein, dass die Blättchen ganz neu waren, an der Packung war noch der Deckel. Den riss ich runter. Die Pappe rollen, am engeren Ende der Selbstgedrehten einführen, sich gegen das Innere sperren lassen, mit einem weiteren Blättchen umkleben. Dann

aufstoßen und wieder und wieder aufstoßen, das oben überstehende Papier abreißen, und anzünden. Inhalieren. Luft anhalten. Ausatmen. Whao!

Ich ließ den ersten Schwindel kommen und wieder gehen. Dann kamen Gedanken und gingen nicht. Jetzt war es mir peinlich, dass ich in Adam's City so mißtrauisch gewesen war. Pete war in Ordnung. Sein Angebot war okay. Er hatte mir die Beteiligung nicht aus Selbstlosigkeit angeboten, klar, und hatte dergleichen auch nicht vorgegeben. Andere verkaufen einem saures Bier, ohne ein Wort darüber zu verlieren, und wenn man sich beschwert, behaupten sie, saures Bier sei doch viel gesünder, wir wollen nur dein bestes, du musst uns dankbar sein. Von sowas kriege ich die Krätze. Nicht so Pete, in solchen Dingen war der total sauber, der sagte: Du kannst das Zeug gerne haben, aber ich warne dich, es ist Junk, was anderes gibt es zur Zeit nicht. Das war korrekt, und dafür liebte ich ihn.

Ich nahm einen Taschenrechner, um mir mal genauer anzusehen, worauf ich mich da eingelassen hatte. Für den Hunderter hatte Pete mir sechs Gramm überlassen. Ich klopfte die Soft-Touch-Tasten von meinem SHARP. Eins null null geteilt durch, Himmel Arsch, wo war denn wieder die Geteilt-Durch-Taste. Geteiltdurch. Geteilt-durch. Meine Nerven, dass das immer so mühsam war. Geteiltdurch. Die alltäglichsten Routinen wie weggeblasen. Geteiltdurch. Da! Scheiße auch, ich hatte mir eingebildet, dass ein Schrägstrich drauf sein musste, aber die Schweine erdreisteten sich und machten einen waagerechten Strich, je ein Punkt oben und unten. Das

sah doch haargenau aus wie ne Prozenttaste! Egal. Geteilt durch. Durch was? Verdammt, was hatte ich rechnen wollen? Ich löschte alles und überlegte mir, was ich hatte rechnen wollen. Keine Spur Gedächtnis. Doch. Ich wollte vergleichen, was ich heute gezahlt hatte und was ich beim Big Deal zahlen würde. Also nochmal.

Es wurden zwei sehr unterhaltsame Stunden. Mit Hilfe der SHARP Corporation fand ich heraus, dass ich heute fast 17 Mark fürs Gramm gezahlt hatte, um genau zu sein: 16,66 DM. während mich das Gramm beim Big Deal nur 14 Mark kosten würde. Oder mal anders ausgedrückt: für die gleiche Menge würde ich bei Pete normalerweise fast 4.800 Mark bezahlen. Ich war etwas enttäuscht, denn ich hatte mir erwartet, dass weit mehr als ein Tausender für mich rausspringen würde. Nun waren es also bloß knapp 800 Mark, um genau zu sein: 759,99 DM. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass so ein großer Deal auf der Szene nur einen so kleinen Preisvorteil bringen sollte. Wahrscheinlich machte Pete sogar bei diesem Deal noch sein Geschäft mit mir, indem er mir den echten Vorteil nicht in voller Höhe weitergab.

Ich nahm zwei leere Bierflaschen und ging zu der Kneipe, die bei mir unten im Haus war. Zahlte fünf Mark und bekam zwei volle, bis obenhin voll mit dunklem Weißbier. Stellte die eine in den Kühlschrank, knackte die andere, stürzte sie ungeduldig in das Weißbierglas. Aus unerfindlichen Gründen gab es eine Katastrophe, ich musste den Fußboden wischen. Man darf nicht ungeduldig sein. Man muss so langsam sein, dass man keine Zeit verliert. Aus Fehlern lernen. Meine Lernfähigkeit war

aber beträchtlich eingeschränkt. Immerhin wurde es ein Zweidrittelglas, und das war weit voller als ein leeres Glas. Man musste auch mit zwei Dritteln zufrieden sein.

Wahrscheinlich was es so. Pete machte sogar bei diesem Deal noch sein Geschäft mit mir. Er verdiente noch daran, dass ich ihm aus der Klemme half. Er war eben echt ein Profi, während ich nur ein kleiner Fisch war, der hier seine große Chance witterte. Als ich das Glas leergetrunken hatte, war ich entschlossen, mich nicht darüber zu ärgern. Es war wie im Leben: Man war schlau, man nutzte seine Chance, man riskierte allerhand und nutzte eine miese kleine Chance, die einzige, die sich einem endlich mal bot, und jemand anders war noch schlauer und nutzte eine noch bessere Chance und verdiente noch daran, dass er einem anderen eine miese kleine Chance bot. Es gab die kleinen Leute, denen sich immer nur die mieseste aller Chancen bot, und es gab andere, denen sich ständig eine wirkliche Chance bot, weil sie in der Lage waren, den kleinen Leuten für gutes Geld die miese Chance schmackhaft zu machen (zu verkaufen).

Das zweite Bier ging ins Glas, ohne dass ich den Fußboden wischen musste. Na immerhin. Ich würde knapp achthundert verdienen und musste damit zufrieden sein, sonst würde ich gar nichts verdienen. Also gab ich mich zufrieden. Petes Angebot war für mich von einem gewissen Vorteil. Eine Hand wäscht die andere, you are lucky, I am lucky.

Dass er an meinen Kunden zweifelte, dass er das heraushängen lassen musste, war vielleicht nicht ganz

fein, aber okay. Diese Spitze hatte ich recht geschickt pariert, indem ich mir nicht anmerken ließ, dass ich darin eine Anspielung sah. Womöglich hatte er bloß mal auf den Busch klopfen wollen. Oder sollte ich mich etwa durch mein mißtrauisches Zögern verraten haben? Denn tatsächlich kannte ich nicht die Gepflogenheiten, die auf dieser Szene herrschten. Unter Umständen hatte ich mich total unmöglich benommen. Darum war es gut, dass ich am Schluss doch noch recht schnell die Kurve gekriegt und mein Okay gegeben hatte.

Nur dass ich noch keine Idee hatte, wo ich so schnell die viertausend Mark herkriegte. Auf meinem Spargbuch waren ungefähr zweieinhalbtausend Mark, und vom nächsten Gehalte könnte ich fünfhundert abzweigen. Machte zusammen dreitausend. Das reichte nicht. Wenn ich aber vom nächsten Gehalt tausend abzweigte, dann wären es dreieinhalbtausend. Das reichte es immer noch nicht. Und außerdem wäre es mein Ruin für den Rest des Monats. Also schloss ich glashart: Ich brauchte jemand, der mir fünfhundert bis tausend Mark unbefristet und zinslos leihen würde. Und ohne große Fragen zu stellen.

Das war ein echtes Problem. Ich konnte meine Eltern anrufen und ihnen eine herzerreißende Geschichte erzählen. Gewiss würden sie die Kohlen rüberlassen, aber bis sie auf mein Konto wären, würde zu viel Zeit verstreichen. Überhaupt wäre mir ein Kredit lieber, der keine Spuren auf meinem Konto hinterließ. Ja, wenn ich Kunden hätte, wie Pete vielleicht ja doch annahm, wäre es ein leichtes, von jedem einhundert, vielleicht sogar

zweihundert Mark als Vorauszahlung locker zu machen, und ruckzuck wären fünfhundert beieinander.

Also gab es nur eine Lösung: ich würde die nächste Miete nicht zahlen, dann konnte ich locker anderthalbtausend vom Gehalt abzweigen, ohne mich zu ruinieren. Das war es. Die einzig problemlos Methode. Ich würde vielleicht vom Vermieter, einer Hausverwaltungsgesellschaft, einen bösen Brief bekommen, das war alles. Wenn ich die Miete im folgenden Monat wieder pünktlich zahlte, würde es keinen weiteren Streß geben. Ich musste bloß aufpassen, dass ich mit der Zahlung nicht mehr als zwei Monate in Rückstand geriet, dann wurde es gefährlich. Also konnte ich die Zahlung bis zum Jahresende schieben und mit dem Weihnachtsgeld würde ich dann den Rückstand begleichen und alles wäre wieder schön in Ordnung. Prima Plan.

Ich war höchlich zufrieden. Es durfte nur sonst nichts dazwischenkommen, keine außergewöhnlichen Verpflichtungen, aber was konnte das schon sein.

E I N U N D Z W A N Z I G

Die so genannte *Telefonzentrale* war das Pförtner-Kabuff eines Bürohauses, etwa sechs Quadratmeter groß, das vor allem an den Montagen so roch wie die Wirtshäuser der Kindheit am Sonntagmorgen. Darin bewachten wir zu zweit eine altmodische Telefonanlage mit vierzig Leitungen, die uns mit ihrem ewigen Hupen unablässig auf Trab hielt. Während der ersten Wochen an diesem Arbeitsplatz hatte ich jede Nacht von ihren leuchtenden und blinkenden Knöpfen geträumt und das Summen meines elektrischen Weckers für das Hupen der Anlage gehalten, das nicht aufhörte, weil ich ständig die falschen Knöpfe drückte. Mittlerweile machte die Bedienung der Anlage mir keine Schweißränder mehr, aber der Hit an diesem Job bestand darin, dass wir uns ständig mit einem anderen Namen melden mussten, je nachdem, auf welcher Leitung der Anruf reinkam. Wir zwei da unten im Kabuff repräsentierten eine ständig wechselnde Zahl von Münchener Briefkastenfirmen, meistens um die zwanzig, gelegentlich über dreißig. Wir notierten die Anrufe der Kunden unserer Kunden, gaben bestimmte Informationen weiter oder versprachen Rückrufe, und natürlich nahmen wir auch die Anrufe unserer Kunden entgegen, denen wir dann anhand unserer Notizen über ihr Geschäft Bericht erstatteten. Die Arbeit der Herren in den oberen Etagen unserer Firma bestand darin, unsere Kunden bei Laune zu

halten, am Monatsende die Rechnungen zu schreiben, weiteren Briefkastenfirmen unsere Dienste anzubieten, und die wöchentlichen Inserate in die Zeitungen zu setzen. Lesen Sie mal die SÜDDEUTSCHE, wahrscheinlich ist das Inserat dieser Firma auch diese Woche wieder drin.

Von 8 bis 12 und von 13 bis 17:30 Uhr saß ich am Dienstag, am Mittwoch und am Donnerstag in der Telefonzentrale, am Freitag von 8 bis 15 Uhr. In den Mittagspausen ging ich an die Isar, weil es nochmal ein paar wunderbar sonnige Herbsttage gab, und versuchte, die Farben des Himmels auswendig zu lernen. Irgendwann, so glaubte ich, würde ich ihn mit ein paar wenigen, sehr breiten und derben Pinselstrichen malen können, und jeder würde sehen: das ist der Himmel über München an einem der letzten schönen Herbsttage. Einfach weil ich genau die richtigen Farben gewählt hatte.

Ich will hier nicht von den speziellen Schwierigkeiten berichten. Denn mindestens jeder zweite Kunde hatte irgendeinen Sonderwunsch, etwa: denen von der A-Bank ist sagen, er sei heute in München, jedoch den ganzen Tag außer Haus, hingegen ist denen von der B-Bank zu sagen, er sei Hamburg unter der-und-der Telefonnummer zu erreichen. Selbst ohne solche Spezialitäten war es schwierig genug, wir mussten ständig total präsent sein, ein bißchen plaudern oder träumen kam nicht in betracht, wir hatten ständig zu tun und mussten uns ununterbrochen konzentrieren. Dadurch entstand ein sehr eigenartiges Zeitempfinden. Am Ende des Tages waren wir

immer wieder erstaunt, wie schnell die Stunden herumgegangen waren, wohingegen wir während der Arbeitszeit jede einzelne Stunde als unsäglich lang empfanden, weil so viel darin war.

Meine Wochen vergingen in zähem Flug. Ich stand jeden Tag zwischen halb sieben und sieben auf, putzte die Zähne, schamponierte die Haare, duschte, aß das Frühstücksbrot, trank den Kaffee, präparierte das Pausenbrot, fuhr mit tausend mürrischen Menschen in der überfüllten U-Bahn, kümmerte mich vier Stunden um die Belange anderer Menschen, nagte das Pausenbrot, be-
kuckte den Himmel, kümmerte mich weitere vier Stunden um fremde Belange, fuhr wieder mit der U-Bahn, machte ein Abendessen, traf einen Freund oder eine Freundin oder glotzte dämliche Flimmerbilder, und noch bevor ich ein richtiges Gefühl von mir selbst bekommen hatte, war ich todmüde und musste mich schlafen legen.

In dieser Woche kündigte ich - gerade noch rechtzeitig - den Dauer-auftrag für die Miete, telefonierte einmal mit Hedi, die aber keine Zeit hatte, und einmal rief ich bei den Eltern an, um meinem Vater zum Geburtstag zu gratulieren.

Dann endlich Freitag. Ich raste mit jubelnder Hektik zur Bank, mit dem Sparbuch und den Belegen für das Girokonto in der Tasche. Die Schalter-Tussi, an sich recht hübsch, trug ein furchtbares englisch Kostüm, das sie etwa fünfzehn Jahre älter machte. An diesem Eindruck konnte auch der Gummibär an ihrem Revers nichts mehr ändern, zumal er in Sterling-Silber nachgebildet

war. Mit abgespreizten Fingern drückte die Tussi lange Zahlenreihen in ihren Computer, ein Job, für den ihre Fingernägel eigentlich zu lang waren. Die Abhebung von meinem Girokonto ging knapp über die Grenze des machbaren, aber der Computer knurrte nicht, sondern druckte problemlos den Auszahlungsbeleg. Auch bei der Abhebung vom Sparkonto knurrte der Computer nicht, die Tussi hob nur den Blick vom Sehschlitz, um mich zu fragen, ob ich das Sparguthaben gekündigt hätte.

Ich schaute recht blöd, denn ich war nicht sicher, ob ich wirklich verstand, was sie meinte. Sie erklärte. Ich hatte natürlich nicht gekündigt, ich wollte einfach abheben, wie ich auch sonst immer abgehoben hatte. Das Problem lag in der Höhe des Betrages, den ich diesmal wollte. Ohne Kündigung rückten sie höchstens andert-halbtausend raus. Ich fluchte ratlos. Ich bat sie um Hilfe. Ich erklärte ihr eindringlich, wie dringend es war.

Sie schloss die Augen, zog die Lippen breit und schüttelte leise ihre Dauerwelle. Es bestand lediglich die Möglichkeit, den Rest am Montag abzuheben. Das war ihre letzte Auskunft. Und dabei blieb es.

Z W A N Z I G

Zwei Stunden bevor ich ins Adam's City ging, holte ich den schwarzen Brocken aus seinem Versteck und baute den ersten dieses Wochenendes. Obwohl ich mir eigentlich überlegen wollte, wie ich Pete die Schlappe mit der Abhebung erklärte, fing ich an, über meine Karriere nachzudenken. Irgendwie war klar, dass ich als Telefonist nicht weiter aufsteigen würde. Wie aber dann: als Maler etwa? Ich besaß ja nichtmal Farben. Sollte ich mich tatsächlich zum Profi im Rauschgift-Geschäft entwickeln? Immerhin hatte ich mit dem ganzen Ding keine moralischen Probleme. Handeln fand ich in Ordnung, denn das hieß ja nur: connections benutzen, die andere nicht haben und auch nicht kriegen, und daraus Kapital schlagen. Im legalen Geschäft nimmst du Mengen ab, die für Otto Normal weder interessant noch erschwinglich sind, und du kennst Adressen, die er nicht kennt. Im illegalen Geschäft geht es fast nur noch um die Adressen. Drogen an sich fand ich in Ordnung, außer den tödlichen natürlich, aber Shit ist nicht tödlich, das kannst du nur rauchen, bis du umfällst, mehr ist nicht drin, und wenn du umfällst, wirst du wieder klar und bist noch lange nicht tot. Wenn selbst eine CDU-Ministerin in den Ruf Legalize It einstimme (mir war wohl bewusst, dass diese Frau etwa ein halbes Jahr später auf das schmeichelhafteste abgesägt worden war),

dann konnte Kiffen keine allzu unmoralische Tat sein. Also wirklich in dieses Business einsteigen und mit Shit Karriere machen? Mal sehn, dachte ich. Ich würde viertausend in das Ding mit Pete investieren, das stand fest, aber ob ich die viertausend oder ihren Gegenwert in Shit jemals wiedersehen würde, das war noch nicht sicher. Ich würde es vom Ausgang dieses Dings abhängig machen.

Als ich wieder auf die Uhr sah, war es längst zu spät. Flugs stopfte ich die großen Scheine in einen Briefumschlag, sprang in meine Jacke und verließ das Haus. Auf der Straße hatte ich eine flüchtige Idee. Vielleicht würde ich vor Pete nicht allzu blöd dastehen, wenn ich ihm mein Sparbuch zeigte. Ich raste nochmal hoch in meine Wohnung und steckte es zu den Scheinen in den Umschlag.

Diesmal Pete pünktlicher als ich, diesmal deutlich weniger gigolomäßig gekleidet, den Umständen entsprechend seriös. Mir war immer noch nicht klar, wie ich ihm die geplatzte Abhebung am geschicktesten verklickern sollte. Pete begrüßte mich mit Vorwürfen wegen meiner Verspätung. An sowas könne eine ganze Connection kaputtgehn. Ich versuchte, ihn zu beschwichtigen, aber für ihn war es ein ganz großes Ding.

Das fing ja gut an. Am besten erzählte ich ihm das andere gleich sofort, dann hätten wir es hinter uns. Nach meiner Einleitung, es gebe schlimmeres als ein paar Minuten Verspätung, sagte er mir auf den Kopf zu, dass ich das Geld nicht hatte. Ich konnte es nicht

bestreiten. Also gab ich es zu. Einfach so, ohne zu erwähnen, dass ich einen Teil des Betrages hatte. Gab es zu und ließ es so stehen.

Pete schüttelte mit großer Geste den Kopf und beteuerte, er habe es gewusst, gleich gewusst habe er es, von Anfang an sei es im klar gewesen, sowas von sonnenklar. Er nannte mich ironisch einen Vollprofi und redete sich in Fahrt. Er verhöhnnte mich mit Worten wie *Flasche* und *Pfeife*. Er warf dramatisch die Hände vors Gesicht und täuschte einen Heulanfall vor. Wiederholt verdrehte er die Augen zum Himmel und wiederholte die Phrase *kommt zu spät und hat die Kohlen nicht*. Bei aller Dramatik: Petes Laune schien sich zum Guten zu verändern. Das konnte ich nicht wirklich nachvollziehen.

Ich verkroch mich in meine innerliche Psychokapuze und wartete, bis der Sturm vorüber war. Währenddessen hatte ich eine wundersame Eingebung. Und so erzählte ich ihm schließlich in unserer wohlgeübten Verschleierungssprache eine erfundene Geschichte aus dem wirklichen Leben. Der wichtigste meiner Mandanten, ein Mann von tausend Karat, habe mich heute nachmittag sitzenlassen. Pete schaute mich ungewohnt aufmerksam an. Ich hatte ihn daraufhin am frühen Abend angerufen und gefragt, was denn los sei. Er sei noch nicht ganz so weit, habe er geantwortet, aber in zwei bis drei Stunden würde er am Treffpunkt sein. Ich hatte zwei Stunden auf ihn gewartet, er sei nicht gekommen, ich hatte auch noch die dritte Stunde abgesehen, vergeblich natür-

lich, was nebenbei die Erklärung für meine Verspätung abgab. Pete schaute mich zweifelnd an. Das musste Pete doch verstehen. Das kannte er doch selbst. Ich insistierte. Mit Erfolg. Das verstand Pete. Das kannte er selbst. Er schaute mich verständnisvoll an. Ich bat um Zeit bis Montagabend. Und bekam sie.

N E U N Z E H N

Weil gerade das Oktoberfest eröffnet hatte, trafen wir uns am Montag auf der DWiesn, bei den Telefonzellen am DWiesn-Postamt. Wir zwängten uns gemeinsam in eine Zelle und stellten uns so, dass unsere Rücken die Sicht versperrten. Dann tauschten wir die Umschläge, und ein jeder zählte hastig die großen Scheine des anderen. Pete war zufrieden. Ich auch. Im selben Moment, wo Pete mir meinen Umschlag zurückgab, hielt ich ihm seinen hin, aber er griff nicht zu.

Steck du ihn ein, kommandierte er. Ich habe die Connection und mach das Date, du hast die Kohlen und machst den Job. Steck die Umschläge weg! Ich verstand nicht. Du musst dir das nächste Wochenende frei nehmen. Am Wochenende hatte ich immer frei. Nicht dein verschissenes Büro, ich meine die privaten Kontakte.

Jemand trommelte mit der Faust gegen die Zellentür. Ich ließ schnell die Umschläge verschwinden und drehte mich um. Ein Mann mit alpenländischem Hut stand draußen und riss ziemlich ungeschlachtet an der Tür, sie flog auf ihn zu, er machte einen schnellen Schritt nach hinten, geriet aus dem Gleichgewicht, fiel fast hintenüber, schlenkerte den freien Arm unkontrolliert durch die Luft, drei Bierkrüge in seiner Faust klirrten bedenklich, er hielt sich am Türgriff fest, fiel nicht um, ließ auch die Krüge nicht fallen.

Iss det hier ne Schwulenklitsche oda wat, höhnte der Besoffene. Oda kamma hier vleichma teffeniern?

Wir liefen über die DWiesn-Hauptstraße, aus den Bierzelten kamen uns besoffene Champs entgegen, Oo-hee Oheo heo hee grölend. Dann eine Frau, die so ziemlich alles auf sich vereinte, was aus einer Frau eine unglaublich scharfe Braut macht: einen extrem weiten Pullover mit riesigem Ausschnitt, der eine Schulter freigab, Minirock und Westernstiefel, und obwohl der Pullover sehr locker fiel, konnte man sehen, dass sie riesige Brüste hatte. Sie ging allein. Wir machten uns im selben Moment auf sie aufmerksam. Mit ein paar flinken Schritte seitwärts stand Pete vor ihr, sprach sie an. Sie stach einen Arm in die Luft, hielt das freigeordnete Handgelenk vors Gesicht und sagte etwas. Pete verabschiedete sich devot und kam wieder her, packte mich plötzlich bei der Hand und zerrte mich durch das Gewühl, energisch zwar, doch keineswegs zielstrebig. Mehrmals wechselte er die Richtung, bog unvermittelt ab, lief wieder ein Stück zurück.

Ich vermochte nicht einzusehen, was das sollte, und ließ mich nur widerwillig führen. Laß uns doch noch ein bißchen rumkucken, schlug ich vor. Aber nein, wir hatten nicht mehr viel Zeit. Spätestens in einer halben Stunde musste Pete angerufen haben. Und wir mussten vorher noch reden.

Jetzt steuerte er auf einen Autoskooter zu, zog mich auf die Stufen aus geripptem Aluminium und lehnte sich ans Geländer. Wir standen an einer Ecksäule, in der

eine mannshohe Lautsprecherbox verborgen war, aus der Tina Turner einem unbekanntem privaten Tänzer hinterherkreischte.

Du musst am Wochenende wegfahren, sagte Pete. Das hatten wir nicht besprochen. Ich war ärgerlich. Wir hatten noch gar nichts besprochen, sagte Pete. Du wirst am Wochenende wegfahren und das Zeug holen. In diesem Spiel hat jeder von uns seine Rolle. Ich mache das Date, du machst die Tour. So und nicht anders. Okay? Also gut, sagte ich. Nachdem das geklärt war, konnte Pete endlich anrufen gehen.

Und sprang auf und verschwand im Getümmel. Ich drehte mich um und schaute mir den Pogo der Elektroautos auf der polierten Metallfläche an. Alle Fahrzeuge sahen aus wie Oldtimer aus Marzipan, niedlich und süß, sehr bunt und glänzend. Es saßen fast ausnahmslos Paare in den Wagen, die Frauen im Dirndl, die Männer in Strickwesten. Sie steuerten verbissen mit einer Hand, den anderen Arm lässig um die Beifahrerin gelegt. Ein etwa achtjähriger Junge gab sich Mühe, möglichst viele Wagen anzurempeln, was der Mann neben ihm jedesmal mit begeistertem Lachen quittierte. Mir fiel eine fröhliche blonde Frau auf, die mit ihrer kleinen Tochter fuhr. Einfach lästig, dachte ich, wo ich gehe und stehe, fällt mir irgendeine Frau auf. Dann fühlte ich eine Hand auf meinem Arsch, die sich sanft und doch bestimmt zwischen meine Schenkel schob. Ich griff die Hand, schob sie noch ein Stückchen weiter, und drehte mich um. Hinter mir stand die Mutter einer früheren Freun-

din, sie wiegte sich übertrieben zu Marmor, Stein und Eisen aus der Lautsprecherbox und lachte mich voll an. Ich beugte mich zu ihr vor und küsste ihre Stirn, ohne ihre Hand loszulassen. Hedi roch kräftig nach Kräuterschnaps. Hast schon ordentlich eingelitert, gell, sagte ich. Nicht eine Maß!

In diesem Moment bemerkte ich etwas weiter unten drei stämmige Burschen in Krachlederhosen, die genüßlich feixten. Es waren Hedis Söhne. Ich winkte ihnen, sie sollten zu uns raufkommen. Hinter ihnen rotierten zwei Blaulichter über den Köpfen und kamen einfach nicht vorwärts. Das Horn wurde zugeschaltet, aber es half nicht viel. Pete kam vom Telefonieren zurück und stellte sich zu uns. Ich machte das Who-Is-Who und schlug vor, dass wir zusammen einen heben gingen. Hedi und Pete waren sofort einverstanden, die Söhne maulten, sie konnten nichts trinken, denn jeder war mit dem Auto da, und es war noch nicht ausgemacht, wer die Mutter heimfahren würde, aber schließlich kamen sie mit, nachdem ich versprochen hatte, mich um Hedi zu kümmern.

Der untere Teil des Zelttes war wegen Überfüllung geschlossen, ein Uniformierter schickte uns auf die Empore, von wo wir einen tollen Überblick hatten. Das ganze Zelt hing voll von vertrocknetem Hopfen, Zöpfe aus Hopfenstauden, Kränze aus Hopfen, wodurch der Raum etwas Grottenartiges bekam. Etliche tausend Menschen hüpfen auf den Tischen und Bänken und sangen *Oo-Hee! Oheo he ohe!* und stemmten die Maßkrüge. Auf einer Art Schafott in der Mitte des Raumes saßen etwa zwanzig

Mann in kurzen Lederhosen und hielten ihre Blechblasinstrumente, gelegentlich erhoben sie sich und bliesen, aber man hörte sie kaum. Sie spielten *In The Mood* und wurden ausgepiffen, sie spielten *Fürstefeld* und wurden von den Rasenden übersungen, sie spielten *New York New York* und wurden ausgebuht. Sie hatten die Fete in Schwung gebracht, die längst schon von alleine ihren feuchtfrohlichen Gang nahm und dabei ganz ihren eigenen Gesetzen gehorchte, und sie begriffen nicht, dass sie überflüssig waren und abtreten konnten. Lediglich mit den *Champions* erzielten sie hin und wieder einen Achtungserfolg.

Hedi trank Kaffee, ihre Söhne bestellten je eine Maß, und Pete lud mich zu einem gemeinsamen Krug ein. Wir tranken und schwatzten und lachten. Von einem der Söhne erfuhr ich, dass seine Schwester Beate, meine frühere Freundin, inzwischen ins mittlere Management der Kölner Volkshochschule aufgerückt war. Auf der gegenüberliegenden Empore schwenkte jemand eine amerikanische Flagge. Wir schickten die Frau mit der Polaroidkamera fort, wir verscheuchten den Mann mit den lustigen Postkarten, wir brauchten kein Oktoberfest-T-Shirt, wir winkten mehreren Brezn-Madeln ab, und keinen von uns verlangte es nach einem aufziehbaren Specht, weder für den Maßkrug, noch für die Stirn.

Wenig später waren plötzlich vier Messer gezogen. Hedis Söhne hatten, passend zur Tracht, Messer mit stehenden Klingen, deren Griffe aus dem Geweih oder dem Lauf eines Hirsches gefertigt waren, einzig der Griff

von Jörg's Messer war lediglich mit Hirschhorn verschalt. Pete ließ die Klinge eines Stiletts rein- und rausspringen, was den Jungen hochgradig imponierte. Die Messer wurden von Hand zu Hand gereicht, Pete fand anerkennende Worte für die hochwertige Machart der verschiedenen Trachtenmesser, jeder der Jungen ließ mehrere Male die Klinge von Petes Stilett springen. Ich wagte die Bemerkung, dass die Klängen solcher Trachtenmesser wohl kaum zum Apfelschälen reichten, was Pete veranlasste, die Schärfe am Biertisch auszuprobieren. Die Klängen waren offensichtlich sehr scharf, als ich es endlich einräumte, waren die Jungen sehr erleichtert. Pete wollte nicht dulden, dass mit seinem Messer geschnitzt wurde, und verlangte heftig sein Eigentum zurück. Zuletzt wurde die Länge der Klängen verglichen, wobei das Stilett am besten abschnitt.

Ich sagte, ich müsse mal zum Pinkeln gehen, Pete zog Hedis Hand aus der Hose und stand mit auf. Wir fanden heraus, dass die Toiletten am anderen Ende des Zeltens waren. An ein Durchkommen nicht zu denken, also gingen wir außen rum. Unterwegs bekam ich meine Instruktionen. Also Punkt eins: du besorgst dir ein Ticket nach List auf Sylt. Verstand nicht. Wieso Sylt, sagte ich, ich denke Frankfurt. Wenn ich sage Sylt, dann Sylt, Bundesbahn-Ticket, rosarot, kostet hundertzwanzig Mark, egal wie weit. Wer zahlt mir das rosarote Wochenende, fragte ich. Dein Job! Du zahlst es selbst, und lässt draufschreiben Sylt. Wenn du es nur bis Köln nutzt,

stört das niemanden. Du machst es, wie ich sage. Okay? Also gut, sagte ich.

Und so würde die Überführung laufen: Ich würde am nächsten Samstag nach Köln fahren, dort in einem Szenecafé, zur Zeit ziemlich in, Adresse in jeder Stadtilustrierten, den Typ treffen, sieht aus wie der Sedelmaier, spricht aber anders, die Losung wäre: Zehntausend-Lungen-Mann, kannst ihn zum Beispiel fragen, ob er den Zehntausend-Lungen-Mann kennt, wir würden zusammen an einen sicheren Ort gehen und dort Geld gegen Ware tauschen, ich würde mit dem letzten Zug zurückfahren und das Zeug herbringen, und am Sonntagmorgen würde Pete mich vom Zug abholen, und wir würden die Beute im Verhältnis zehn zu vier teilen.

You are lucky, I am lucky, sagte Pete, alles klar? Durchaus nicht, sagte ich, wie erkenne ich den Typ? Pete stöhnte und sprach gedehnt: Sieht ein bißchen aus wie der Sedelmaier. Das musste ich aber ein bisschen genauer wissen. Du nervst, sagte Pete, halt wie der Sedelmaier eben, mehr weiß ich auch nicht.

Ich hatte inzwischen den Kalender gezogen und wollte kurz stehenbleiben, um mir die wichtigsten Stichworte zu notieren. Pete riss mir den Stift aus der Hand. Keine Notizen, sagte er. Ich steckte den Kalender weg. Peinlich. Hast du sie nicht mehr alle? Oder kennst du nicht mal die Grundregeln? Sowas verstand sich für einen Profi natürlich von selbst. Ich bin wahrscheinlich rote geworden.

Hör mal zu: Ich will keine Hinweise auf die Connection. Ruf ja nicht von Köln aus an! Keine Spuren! Sieh zu, dass du auf Anhieb den Richtigen ansprichst. Niemand muss wissen, wo du an diesem Wochenende bist. Keine Zeugen! Ich nickte. Und wenn du mich fragst: keine Waffen! Ich nickte.

Noch bevor wir das Festzelt ganz umrundet hatten, entdeckten wir einen öffentlichen Pissort, eine düstere Bretterbude, die aussah wie ein Pferdestall, innen recht armselig von ein paar schlappen Glühbirnen befunzelt. Der Raum wurde durch brusthohe Trennwände gegliedert, an denen, etwa in halber Höhe, Dachrinnen mit leichtem Gefälle angenagelt waren. Es roch nach Männerpisse und nach feuchtem Holz und nach den porösen Würfeln, die in den Rinnen lagen. Man wartete, bis ein Platz frei wurde, trat heran und pinkelte in die dampfende Zinkrinne, Auge in Auge mit einem anderen Pisser. Als wir zurückkamen, hatte sich bei den Breznbuden vorm Eingang eine Menschentraube gebildet. In der Mitte ein sehr junges Mädchen, leblos in sich zusammengesackt.

Sie hat nur zu schnell getrunken. Ein ebenso junges Kind redete auf die Umstehenden ein. Ich habe ihr dauernd gesagt, trink nicht so schnell. Sanitärer schoben eine hochbeinige Trage heran, darauf ein Kasten aus gelbem Ölzeug, an dessen Kopffende ein etwa postkartengroßes Fenster aus durchsichtigem Plastik eingenäht war.

Im Eingang standen untergehakt die Uniformierten, und ein Managertyp erklärte herrisch, das Zelt sei

hoffnungslos überfüllt, im Moment gehe es nur noch raus, nicht rein, man möge in einer halben Stunde wiederkommen, er bitte für diese Maßnahme um Verständnis. Pete und ich schauten uns an. Eine halbe Stunde frösteln? Das war zu viel verlangt. Wir machten uns auf den Heimweg. Am Sendlinger Tor trennten wir uns. Hast du die Kohlen noch, rief Pete mir hinterher. Ich griff in meine Brusttasche. Die Umschläge waren noch da. Ich reckte Pete meine nach oben zeigenden Daumen entgegen.

A C H T Z E H N

Eine sternenkühle Nacht, der Atem machte schnelle Wolken vor dem Mund. Aber ein Taxi kommt nicht in Frage, dachte ich. Die abrupte Kühlung machte einen irgendwie klar, als ob etwas, das im Kopf immer schwingen musste, beweglicher wurde; man kriegte wieder Lust umherzuschauen. Es gab erstaunlich riesige Bäume, die sich schwarz gegen den Nachthimmel abhoben und düster dufteten. Es gab Regenglanz auf dem Pflaster, weiße Lichtreflexe von Straßenlaternen und Autoscheinwerfern. Es gab Schaufenster, in denen die ausgestellten Dinge nicht mehr beschienen wurden und dennoch um diese Uhrzeit deplaziert wirkten. Es gab gelegentlich eine Wohnung mit einzelnen erleuchteten Fenstern, hinter denen Menschen lebten: vielleicht lasen, husteten, liebten, litten, aßen, pinkelten. Es gab zuckende Schriften von leuchtenden farbigen Röhren, die Namenszüge der beiden großen Brauereien, die hier in der Gegend nebeneinanderstanden, nur durch eine Straße getrennt.

So war das also. Es genügte nicht, dass ich meine viertausend investierte. Ich musste auch noch mein Leben aufs Spiel setzen, zumindest meine bürgerliche Existenz. Bevor mich wirklich klar war, was ich tat, hatte ich mich schon darauf eingelassen. Ich würde die ewig lange Bahnfahrt auf mich nehmen, ich würde mit dem

Zeug im Hosenbund zurückfahren, was ja auch nicht ganz ungefährlich war, ein Kilo immerhin. Für schlappe achthundert würde ich die ganze Arbeit tun, die Längeweile des Bahnfahrens auch noch aus eigener Tasche bezahlen, und das Risiko auf mich nehmen. Wenn sie mich erwischten, wäre Pete fein raus. Sauber ausgecheckt. Und jetzt gab es für mich kein Zurück mehr. Da hatte er mich schlicht überrumpelt mit seiner Salamtaktik. Die Informationen immer schön scheinchenweise, und bevor er richtig kapiert, was eigentlich läuft, steckt er schon so tief drin, dass er nicht mehr raus kann. Da war ich genau die richtige Zielgruppe für. Ich war ziemlich ärgerlich, zugleich aber durch das Wiedersehen mit Hedi und das halbe Bier in ziemlich versöhnlicher Stimmung. Es hatte keinen Sinn, sich zu ärgern, es war völlig nutzlos. Die Rollen standen fest, sie waren bereits festgelegt worden in einer Zeit, als noch kein Mensch an Pete und mich dachte, und das beste, was man tun konnte, war, die Dinge so zu nehmen, wie sie waren.

Der Weg nahm einfach kein Ende. Mit den Füßen die Erde küssen, welcher Ismus hatte das gesagt? Aber die Erde küsste kalt zurück, Fluch und Horror! Das sagte ich. Was das immer dauerte, im Tran, bis man endlich zu Hause war, oh Mann. Der Wettlauf an den Nordpol, der Kampf durch die Eiswüste. Der Rückweg immer doppelt so lang wie der Hinweg. Gleich ins Bett und schlafen und vorher noch pinkeln.

Ich musste also von meinem ohnehin schon schmalen Profit auch noch 120 Mark abziehen! Pete hatte es so

beschlossen, und ich hatte nicht die notwendige Geistesgegenwart besessen, mich in letzter Minute noch aus der Affäre zu ziehen. Klar: wäre ich an Petes Stelle gewesen, hätte ich es wahrscheinlich genauso aufgezo-gen. Es hätte an mir gelegen, rechtzeitig Stop zu sagen, aber ich hatte den Moment verpennt. Irgendwie typisch. Das konnte man Pete wohl kaum zum Vorwurf machen. Was also würde ich tun? Ich würde nach Köln fahren und dort mit aller mir zur Verfügung stehenden Geistesgegenwart aufpassen, dass nicht irgendein Scheiß passierte. Mehr nicht. Aber auch nicht weniger.

Hier könnte ich ganze Nächte lang stehen, dachte ich, unter mir mehrere Dutzend gleißender Schienenstränge, große weiße und kleine rote Lichter, am einen Ende das strahlende Bahnhofsgebäude, am anderen der spärliche Lichterwald. Auch diesmal blieb ich, wie immer, hier stehen, um eine Zigarette zu rauchen, und stand und rauchte und blickte einem langsamen, langen Zug nach, verfolgte den Widerschein der Lichter aus den Abteilstern auf dem Schotter, den Schienen, den Nachbargleisen, zog zum letzten Mal an der Zigarette, warf die Kippe über das Geländer und sah ihr hinterher, wie sie nach einer kurzen Zeit, während der sie nicht erkennbar gewesen war, in den Schein der Neonlaternen geriet und weiter abwärts taumelte, als ein matter kurzer Strich, bis sie unten mit einem kleinen Funkenregen auf dem Schotter zwischen zwei Schienen aufsetzte.

Scheiße, dachte ich, das war schnell gegangen, viel zu schnell für mich, verdammte Scheiße. Und obwohl ich wusste, das ich eigentlich gehen sollte, blieb ich noch eine Weile, sah zum Bahnhofsgebäude hinüber, erkannte auf dem weißlich leuchtenden Dreieck des Dachs der Bahnhofshalle die Schatten der mannsgroßen Zeiger der Bahnhofsuhr, die mir ihre Zeit immer spiegelverkehrt zeigte, denn ihre Zeit war nicht für mich gemacht.

Also Köln und nicht Frankfurt. Für mich war es egal, aber Petes Connection wurde dadurch immer komplizierter. Ein Witz. Die ganze angebliche Connection war in Wirklichkeit ein Witz. Ohne dass er es recht bemerkte, hatte Pete zugegeben, dass er den Mann aus Köln gar nicht kannte. Er hatte den Typ noch nie gesehen. Man stelle sich vor. Und sowas nannte der eine Connection. Er kannte bloß den Typ aus Frankfurt, das war alles. Und der Typ aus Frankfurt kannte den aus Köln. Wenn nicht nochmal jemand dazwischen war. Wahrscheinlich musste man sich Pete als ein mittelmäßiges Rädchen im Getriebe vorstellen, dann sah man die Sache richtig. Sein Freund aus Frankfurt dürfte wohl für Pete ungefähr das gewesen sein, was Pete für mich darstellte. Und der Mensch in Köln, dem ich in einer Woche Auge in Auge gegenüberstehen würde, wäre wahrscheinlich ein noch höheres Tier in dem ganzen vertrackten Business, ein vielfaches abgebrühter als Pete, exponential schlauer als ich.

Ein Zug lief aus und fuhr rumpelnd und kreischend genau unter mir durch, und ich lief mit dem Zug auf die

andere Seite der Brücke und freute mich leise, wie ich mich als Kind immer gefreut hatte, dass es mir gelang, mühelos gelang, mit dem Zug Schritt zu halten, ich oben, er unten. Und schaute dem Zug hinterher, der auf den entfernten Gleisen immer kleiner zu werden schien, bis man den Zug vom Lichterwald nicht mehr unterscheiden konnte, wohl auch, weil der Dunst in der Entfernung zu dicht war.

Natürlich wusste ich, wie spät es war, vorhin erst hatte ich die spiegelverkehrte Zeit von der Bahnhofsuhr gelesen, halb drei hatte ich gedacht, halb drei, da pulste ich schon mit klammen Fingern eine weitere Zigarette aus der Packung, zündete sie umständlich an, wobei ich die Flamme des Feuerzeugs mit der hohlen Hand gegen den böigen Wind schützte.

Ich fand die sogenannte Connection ziemlich unheimlich. So eine Kette war genau so zuverlässig wie ihr schwächstes Mitglied. Wenn einer ein Depp war und es nicht spannte, dass er es mit nem Bullen zu tun hatte, dann flog die ganze Kette auf, sehr wahrscheinlich. Ich glaubte, man konnte sich auf Petes Wachsamkeit und Menschenkenntnis verlassen. Und das hieß für mich: den Typen, denen er vertraute, denen würde ich auch vertrauen. Heikel, heikel. Denn mit der Länge der Kette wuchs auch die Wahrscheinlichkeit, dass ein leichtgläubiger Penner dabei war, dem wir schließlich alle ein Leben auf Staatskosten verdanken würden. Schöne Aus-sichten.

Noch stehenbleiben, dachte ich, eine Weile nur. Und stütze die Ellenbogen auf das Geländer und blickte dorthin, wo einzelne Gleise schon längst nicht mehr zu erkennen waren, dorthin, wo sich ihr sanftes Hellgrau mit dem Hellblau des herbstlichen Dunstes vermischte, sog gelegentlich an der Zigarette, machte mir Vorwürfe, dass ich um diese Zeit eigentlich gar nicht mehr hier sein dürfe, blieb aber dennoch weiter stehen, rauchte, spürte den stechenden Schmerz, den die Kälte auf Handrücken und Ohren verursachte, schlug den Kragen hoch gegen den immer gemeiner werdenden Wind, und gab mir schließlich doch den Ruck, nun endlich heimzugehen. Ich nahm einen letzten Zug, warf die Zigarette auf die Gleise, wartete vergebens auf das kleine Funkenstieben, und trotte heim, sanft enttäuscht.

S I E B Z E H N

Zu Hause notierte ich mir dann doch *Susis Café* oben auf dem letzten Blatt meines Kalenders. Das war unverdächtig. Ganz unten auf den Rand der Seite schrieb ich 10.000-Lungen-Mann. Dazwischen blieb genügend Platz für Straße und Telefonnummer. Alle anderen Angaben, dachte ich, würde ich mir mit Sicherheit merken können.

Am Dienstag kam ich zu spät zur Arbeit und entschuldigte mich mit dem lapidaren Hinweis: Oktoberfest! Das ist das Zauberwort, das in dieser Stadt jedes Jahr für zwei Wochen arbeitsplatzübergreifende Gültigkeit erhält. Es bewirkt belustigtes Wohlwollen, heiteres Verständnis für jedermann, der das Wort richtig zu verwenden weiß, wenn schon an diesem Arbeitsplatz, dann wohl auch an allen anderen Arbeitsstätten dieser chronisch besoffenen Stadt.

Am Mittwoch erfuhr ich am Hauptbahnhof, dass ich mit einem rosaroten Ticket nicht samstags fahren durfte, wohl aber am Freitag. Und zurück frühestens am darauf folgenden Sonntag. Ich buchte das so, ließ draufschreiben *Sylt*. Dann rief ich Pete an. Es wird am Sonntag leider deutlich später werden, sagte ich, ungefähr 17 Uhr. Ich konnte wohl kaum sagen 16 Uhr 55, dann wäre er mir wegen unkonspirativen Verhaltens ausgeflippt. Also hoffte ich, dass er Profi genug war, um diese Andeutung richtig zu verstehen.

Am Donnerstag ließ ich mir während der Arbeit die Telefonnummer der Kölner Volkshochschule geben. Anschließend versuchte ich, Beate dort zu erreichen. Sie hatte schon Feierabend gemacht. Ich rief nochmal bei der Auskunft an und fragte nach ihrer Privatnummer. Es gab keinen Eintrag, so heftig ich auch buchstabierte. Als ich zu Hause war rief Pete mich an und fragte, ob es am Sonntag vielleicht fünf Minuten früher ginge. Spitze, sagte ich, machen wir. Er hatte verstanden.

Am Freitag versuchte ich während des Vormittags Beate an ihrer VHS zu erreichen, aber sie war immer außer Haus. Punkt 15 Uhr knallte ich den Hörer hin und rief: Letzter Anruf! Ich nahm ein Taxi zum Hauptbahnhof, zerrte meinen Rucksack aus dem Schließfach und raste zu Gleis 22. Ich lief an ich weiß nicht wievielen Waggons entlang - alle überfüllt. Erst sehr weit hinten, schon außerhalb der Überdachung, fand ich ein Großraumabteil, das noch einigermaßen licht aussah. Ich bestieg diesen Waggon und geriet in einen Stau, der von ein paar Negern verursacht wurde, die ihre dicken Taschen nicht durch die Tür brachten. Endlich im Abteil, waren nur noch zwei Plätze frei, der eine neben einer alten, der andere neben einer jungen Frau. Ich entschied mich für den neben der jungen. Mit einem durch die Nase geschnaubten Stoßseufzer und demonstrativ langsam räumte sie ihre Tasche vom Sitz. Ein Nebensitzer war offenbar das letzte, was sie sich für diese Fahrt vorgestellt hatte. Es sah aus, als würde es für mich eine ziemlich angespannte Reise werden.

Auf der anderen Seite des Ganges hielt ein älterer Herr ein Paperback vor seine halbe Brille. Die zu stark geschminkte Frau neben ihm, die vor zwanzig Jahren als Schönheit gegolten haben konnte, starrte über einen leeren Plastikbecher hinweg aus dem Fenster. Vor ihnen las ein zierlicher Jüngling in einer Reclam-Ausgabe von *Kabale und Liebe*.

Dachte man sich die Fahrgeräusche weg, war es fast totenstill, wie in einer Kirche oder im Leichenschauhaus. Die meisten Mitfahrer dösten oder schliefen. Gelegentlich knisterte eine Illustriertenseite. Reglos lagen die Schlafenden, keiner schnarchte.

Nach etwa einer halben Stunde holte ich meine Zigaretten heraus und bot meiner Nachbarin eine an. Sie machte eine schroff abwehrende Handbewegung und schnauzte Nichtraucher! Ob sie damit sich selbst meinte oder das Anteil, war nicht ganz klar. Für einige Sekunden erwägte ich, diese Mehrdeutigkeit aufzuklären. Aber vielleicht war es ja nicht so wichtig. Das Abteil jedenfalls war als Nichtraucherabteil gekennzeichnet. So verzichtete ich auf die Aufklärung von Uneindeutigkeiten, packte wortlos meinen Rucksack und trollte mich.

Das Raucherabteil auf der anderen Seite der Trennscheibe war nicht ganz so voll. Neben einem leeren Sitz war eine hochwangige Blonde gerade damit beschäftigt, das verschlungene Kabel vom Kopfhörer ihres Walkman auseinanderzuzurren. Auf meine Frage, ob der Platz noch frei sei, riss sie den Kopf herum. Haare fielen ihr

über das eine Auge, mit einer schnellen und sachlichen Bewegung strich sie die Strähnen hinter das Ohr, blickte mich knapp an, deutete auf das Polster und sagte: Setz dich.

Ich rauchte meine Zigarette an. Sie wendete die die Cassette um, klemmte sich den Drahtbügel über den Kopf und schaute aus dem Fenster, mit aufgestütztem Kinn. Wie sie die Haare hinter das Ohr gestrichen hatte, eigentlich geworfen, fast fahrig, sowas hatte ich nur sehr selten gesehen. Völlig entspannte Hand, nur mit dem Ringfinger, stärker gekrümmt als die anderen, oder dem kleinen, hatte sie alle Strähnen erwischt, so geschwind, als wollte sie sich bloß hinterm Ohr kratzen, nachlässig, ganz trocken, frei von gewollter Anmut. Gab es das. Diese Frau strich sich die Haare hinter das Ohr mit nichts als der Absicht, sich die Haare hinter das Ohr zu streichen, nicht aus Verlegenheit, nicht um ihre Fraulichkeit herauszustellen, die Bewegung sollte nicht graziös sein, sondern nur zack hinter das Ohr, schon freie Sicht, und damit hat sich's.

Etwas in mir explodierte und gebar eine ungestüme Heiterkeit. In einer banalen Geste lag alles. Mehr als solche Einfachheit konnte ein Mensch nicht erreichen. Eines Tages würden die Menschen aus ganz Europa und Amerika, ja sogar aus Asien angereist kommen, nur um ihr zuzusehen, wie sie die Haare hinter das Ohr strich. Oder die Schuhriemen schnürte. Oder das Brot brach.

Und die Frau neben mir lauschte ungerührt ihrem Walkman. Jetzt mach aber mal nen Punkt, sagte ich zu

mir selbst, bleib auf dem Teppich. Intercity 519 *Dra-
chenfels* auf der Schiene nach Köln, das war der Teppich
der Tatsachen.

Ein Feuerzeug wurde angerieben, der Deckel eines
Aschenbechers klappte. Meine Nachbarin wendete die
Cassette um. Ich kramte den eigenen Walkman aus dem
Rucksack und stopfte mir die Ohren. Sie sah mir dabei
zu, als habe sie noch nie jemanden seinen Walkman
klarmachen sehen. Ich lächelte und drückte Play. Sie
lächelte zurück, kuckte aber erst nach einer unanständig
langen Weile wieder aus dem Fenster. Ich kannte die
Cassette vorwärts wie rückwärts. Das war nicht die
Musik, die ich jetzt brauchte. Nach zwei Stücken hielt
ich das Band an und zog die Hörer aus den Ohren.

Ein derber, südländischer Mann rumpelte einen Wagen
durch die Tür, der mit Getränken, belegten Broten,
Keksen, Zigaretten und einer überdimensionalen Thermo-
kanne bepackt war. Sein fortwährendes Birr! Kaffäh!
unterbrach die Ruhe. Die Leichen erwachten, man kaufte
Dosengetränke und Kekse und zahlte, ohne über die
Preise zu murren. Immerhin hatte diese Konsumgelegen-
heit einen gewissen Unterhaltungswert. Wäre dieser Mann
eine elegante junge Frau, so könnte man sich an die
Stewardessen an Bord der Flugzeuge erinnert fühlen, die
einen ganz ähnlichen Wagen vor sich herschieben und uns
mit Nahrungsmitteln und Getränken die Zeit vertreiben.
Überhaupt erinnerte die Architektur dieses Abteils an
die eines Flugzeuges.

Eine junge Schaffnerin in eleganter Uniform verlangte die Fahrausweise. Obwohl die Kopfhörer meiner Nachbarin nicht zischelten, hatte sie offenbar die Schaffnerin nicht gehört. Ich stupfte sie, damit sie aufschaute. Sie gab mir ihre Fahrausweise, und ich reichte sie weiter. Auch das Format der Fahrkarten war dem traditionellen Ticketformat der Fluggesellschaften angeglichen worden, bemerkte ich mit einiger Verwundung.

Verehrte Fahrgäste, tönte jetzt der Captain über Lautsprecher, in wenigen Minuten erreichen wir ... Offenbar wollen sie der Lufthansa den Rang ablaufen, dachte ich.

Meine Nachbarin wendete die Cassette um, lehnte den Kopf zurück und lauschte mit geschlossenen Augen. Ich linste vorsichtig rüber. Draußen *Landschaft*: Schornsteine, Hochhäuser, Fabrikhallen, Brücken. Gelegentlich etwas Wald. Eine größere Wiese (ohne Kühe). Und wieder Industrieviertel und Trabantenstädte, Schrottplätze und Reihenhäuser. Meine Nachbarin hing sehr entspannt in ihrem Sitz. Gleichmäßig hob und senkte sich ihre Brust. Ihr Kopf war auf die Schulter gerollt, mir abgewandt, zum Fenster hin. Ihre Haare verdeckten die Augenpartie. Schöne Lippen, etwas blaß. Bei jeder Weiche wackelten ihre Schenkel, manchmal zitterten ihre Brüste. Mit wem tollte sie durch die Nächte? Lebte sie allein, war sie verliebt? Mit wem lachte sie, wer strich ihr das Haar aus dem Gesicht? Woran dachte sie beim Einschlafen? Wer küsste ihren Bauch, wer streichelte ihre Schenkel? Am

Rhein die neuesten Hochwassermarken überall auf den Brückenpfeilern.

Ich ging pinkeln, an dösenden, eingekrempelten, schlafenden Menschen vorbei. Auf dem Rückweg verstellte eine Frau in blauem Kittel mir den Weg. Sie sammelte die leeren Plastikbecher und Bierdosen in einen blauen Müllbeutel. Das feine Knacken der Plastikbecher, das Knistern des Müllbeutels, während die Abfälle darin herunterglitten, die Zusammenstöße der Bierdosen auf dem Grund des Beutels. Ansonsten bleierne Ruhe. Leblosigkeit auf allen Sitzen. Die Langeweile legte ihre Schwere nun auch über mich. Ich spürte den Schlafzwang wie die meisten anderen. Tot sein, bis es vorbei ist. Einzig das Vibrieren meines Sitzes machte mir ein lebendiges Kribbeln unterm Arsch. Ich schloss die Augen und dachte an die Schenkel der Frau neben mir.

Sie wendete wieder die Cassette um. Du hörst ja immer das gleiche, sagte ich. Stimmt, sagte sie und lachte mich so offen, fast aufdringlich an, dass ich erschrak. Das da scheint mir zu genügen. Sie setzte mir den Hörer auf und startete. Ein einzelner Pianist klimperte vor sich hin. Es gab keine herausgehobene, besonders einprägsame Melodielinie, das plätscherte ganz niedlich friedlich, und was man als erstes wieder erkannte, war die tänzerische Bassfigur, die sich nach wenigen Takten immer wiederholte. Nach einer Weile stellte sich auch die Ahnung eines Themas ein, es musste wohl eine kurze und im Grunde einfache Melodie sein, die jedoch niemals klar und eindeutig herauskam,

weil der Pianist sie stets hinter Verzierungen verbarg, sie immer noch einmal, auch wenn es schon gar nicht mehr möglich schien, aufs neue abwandelte und einen durch die Vielfalt verblüffte. Sie glich darin den kleinen Wellen auf der Oberfläche eines Sees, die man, obwohl sie keine feste Form haben, deutlich zu erkennen glaubt und fasziniert beobachtet, in der kindlichen Hoffnung, sie einmal in ihrer eigentlichen Form betrachten zu können, denn immer wieder vergißt man, dass sie nur durch die Veränderung Gestalt bekommen, weil ein Stillestehen der Oberfläche das Ende aller Wellen wäre. War man der Melodiebewegung erstmal so weit gefolgt, führte sie einen weiter und weiter fort. Die Wandlungen blieben sich nicht mehr länger ähnlich, sie strebten jetzt einem Ziel zu, jenem vermeintlichen Ton vielleicht, der nur von der Phantasie des Hörers ergänzt wurde, und je energischer sie drängten, umso gespannter ersehnte man die Erfüllung, die man zugleich fürchtete, weil sie vernichtend sein musste. Und doch, als die Entwicklung ihren musikalischen Endpunkt fand, als das wüst gewordene Drängen in einem schroffen Akkord zum Stillstand kam, blieb die Spannung erhalten und wurde fortgesetzt durch weitere eckige Akkorde, kraß gegeneinandergestellt, die sich in langsamen Schritten nach unten bewegten, wie schweres Atmen, wenn es ganz allmählich ruhiger wird.

Ich hätte nicht sagen können, ob es Klassik oder Jazz war, und ich konnte mir nicht einig werden, ob ich es phantastisch fand oder kitschig, ergreifend oder

sentimental. Aber etwas in mir, das in einer anderen Sprache dachte, ein Etwas, das solches Abwägen nicht kannte, das weder Gedanke noch Sprache war, dieses uralte kindlich einfache Ding hatte *vernommen*, war diesem Klavier schon längst verfallen, ließ mein Herz wackeln wie ein Lämmerschwänzchen, vor Freude vielleicht, und doch aus Schmerz, und drückte Wasser in meine Augen. Ich hielt mich an den Lehnen fest, ich klimperte mit den Lidern, ich riss die Augen auf, ich kniff die Augen zu, ich atmete flach, ich atmete tief, und ich siegte.

Sie legte ihre Hand auf die mittlere Armlehne, also auf meine Hand. Hatte sie mitbekommen, dass ihre Musik mich berührt, erschüttert, umgehauen hatte? Ich sah sie prüfend an. Sollte ihre Hand eine freundschaftliche, tröstende Geste sein? Es war nicht so ganz eindeutig. Ganz vorsichtig machte ich Anstalten, die Hand zu drehen. Sie ließ es zu. Als unsere Handflächen sich berührten, öffnete sie die Finger ein wenig, meine Finger glitten zwischen ihre. Alles einfach so, ohne dass ich irgend etwas tat, in stillem Einvernehmen. Plötzlich saßen wir wie zwei Verliebte, und es war mir noch nichtmal peinlich.

Als das Stück zu Ende war, stoppte sie den Walkman und sah mich fragend an. Ich hatte einigermaßen Fassung und bemühte mich ironisch zu wirken, indem ich sagte: Was fürs Herz. Als habe sie keinen süffisanten Unterton gehört, stimmte sie mir unverblümt zu und lachte mich

wieder so offen, fast aufdringlich an, dass ich erschrak. Das ist meine Nahrung.

Ich fasste mich und hörte den Rest der Cassette. Wieder das gleiche Wechselspiel von Spannung und Entspannung: Erst herrisch und pompös, dann ruhig und zögerlich, zwischendrin verspielt wie junge Küken, mal geradeaus wie ein Karateschlag, jetzt wieder sanft säuselnd schmeichlerisch, zum Schluss krachend feurig derb. Ich stand ganz ähnliche Wallungen durch wie beim ersten Stück auch.

Sie nannte einen Namen, den ich nicht verstand, wahrscheinlich auch nicht kannte. Ein Konzertmitschnitt, alles durch und durch improvisiert, gespielt rein aus dem Moment heraus, geboren aus den Stimmungen des Augenblicks, der Stadt, des Raumes, des Publikums. Der Pianist ein Meditierender, sein Guru auch der ihre. Ich lachte heimlich.

Sie hieß Anna und studierte Psychologie in Köln. Anna war nach der Hauptschule Floristin geworden. Sie hatte früh geheiratet, und nach knapp zwei Jahren, davon anderthalb Jahre Streit und Prügel, war die Ehe geschieden worden. In der zweiten Ehe bezog sie zwar keine Schläge, die Streite aber waren noch erbitterter als in der ersten. Nach wiederum ungefähr zwei Jahren saß sie mit diesem Mann vor demselben Scheidungsrichter. Als eine dritte Ehe zur Debatte stand, sagte sie monatelang weder Ja noch Nein sondern versuchte sich Rechenschaft über das Scheitern der beiden vorausgegangenen Ehen abzulegen und stieß dabei an die Grenzen

ihrer Selbsterkenntnis. Die Ehe wurde schließlich nicht mit ihr geschlossen, weil eine andere schneller als sie das Jawort gab. Dumpf von Liebeskummer suchte Anna Verständnis und Aufklärung in einer Therapie.

Sie habe jedoch nur bestürzende Einsichten gefunden, sagte sie, die zu dramatischen Persönlichkeitsveränderungen geführt hätten, und seitdem sei alles ganz einfach geworden. Zum Beispiel wolle sie heute nicht mehr unbedingt heiraten. Auch verstehe sie nicht mehr, was sie an ihren damaligen Männern gefunden hatte. Der erste, ein Kfz-Mechaniker, sei sicher ein herzenguter Kerl, doch erschiene er ihr heute etwas grob gestrickt. Der zweite, damals Schuhverkäufer, inzwischen Leiter einer Filiale eines dieser Schuh-Supermärkte, lädt sie alle halbe Jahre mal zum Essen ein, aber sie nehme sich anschließend immer wieder vor, die nächste Einladung auszuschlagen. Über den dritten wollte sie kein Wort verlieren, sagte aber schließlich sogar zwei Worte, davon eines, das Hauptwort, zusammengesetzt.

Nach Abschluss der Therapie hatte sie sich entschlossen, selbst Psychologie zu studieren, an einer Abendschule ein sehr gutes Abitur gemacht und stand jetzt, 28jährig, am Beginn des Hauptstudiums. Weil sie mit einer frauenspezifischen Therapieform arbeiten wolle, hatte sie in der vorigen Woche an einem Symposium teilgenommen, das von einem der Münchener Psychozentren veranstaltet worden war, und sich bis zur Entscheidungsreife über die verschiedenen derzeit aktuellen Richtungen informiert.

Dass man diesen Kongress als einen Supermarkt der Therapien sehen konnte, gab sie zu. In meiner Frage, auf welches Produkt ihre Wahl gefallen sei, überhörte sie jede Anzüglichkeit und antwortete schlicht: Cassandra-Therapie.

Kassandra, die trojanische Seherin, von ihr der Name, denn einer der Grundgedanken war, dass Frauen prinzipiell nicht ernstgenommen werden, ganz gleich, wieviel sie zu sagen hatten, das gehörte eben zu den Rahmenbedingungen ihrer Existenz. Solange Frauen in der Illusion lebten, mit ihrem Wissen eines Tages Gehör zu finden und den Lauf der Dinge in die richtige Richtung beeinflussen zu können, solange würden sie an der Realität zerbrechen. Einzig das tragische Bewusstsein bot ihnen die Möglichkeit, ohne Selbstbetrug zu leben. Frauen durften sich nicht mehr länger der trügerischen Hoffnung auf Teilhabe hingeben. Sie mussten lernen diese Tatsache zu akzeptieren, dann und nur dann konnten sie ihr Wissen leben, ohne von unaufhörlichen Selbstzweifeln geplagt zu werden, die ihnen ja immer nur von Männern in den Kopf gesetzt wurden.

Deswegen war für Frauen einzig die Cassandra-Therapie eine realistische Alternative zu allen bisherigen Therapieformen. Diese Therapie, entwickelt von einer Schülerin eines Schülers von Otto Rank, der ein Schüler von Freud gewesen, hatte sich als einzige radikal von den männlichen Grundannahmen der traditionell Therapien abgesetzt und verzichtete konsequent darauf, Frauen Psyche und Geist zu verwirren, damit sie in der Männer-

gesellschaft nicht mehr länger störend auffielen. Sie, Anna, wollte ehrlich und illusionslos mit anderen Frauen arbeiten, und einzig die Cassandra-Therapie bot ihr als Frau und Therapeutin die Möglichkeit dazu.

Als ich einwandte, die Prämissen dieser Therapie seien zynisch, konterte sie mit der Bemerkung, dass ich mit meiner Kritik die Grundannahme der Cassandra-Therapie bestätigte. Das konnte ja nicht anders sein. Also räumte ich es ein. Daraufhin verlieh sie mir das Gütesiegel *Frauenverstehender*, völlig zu Unrecht, wie ich fand. Ich insistierte, sie säße ja in einer hermetisch verriegelten Gedankenfalle. Darauf Anna mit einer wegwerfenden Handbewegung: Erzähl mir etwas über dich und dein Leben. Wie heißt du eigentlich?

Ich gab mir auf die Schnelle den konspirativen Namen Piet, gewiss nicht gerade einfallsreich, aber besser als wenn ich jetzt gar keinen Namen gewusst hätte. Und ich erzählte ihr von meinem Kabuff in der Klenzestraße, von den dynamischen Anrufern und unserem täglichen Frust. Fährst du zu deiner Freundin, wollte Anna wissen. Ich erzählte, dass ich seit Jule frauenlos lebte und diesen Zustand sehr genoß. Denn Jule war furchtbar. Ich erzählte, dass sie mich mit ausgedachten Lügen gezwungen hatte, jeden Morgen an der Bushaltestelle zu frieren, schließlich die lapidare Karte, dass es einen anderen gab, und dass sie mich zum Schluss auch noch verprügelt und mit Kastanien beworfen hatte. Annas Mitleid war echt, wenn auch nicht grenzenlos. Gewalt gegen Männer, sagte sie, das ist es nicht, was aufge-

klärte Frauen unter Emanzipation verstehen. Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter und dachte darüber nach, was ich antworten konnte, wenn sie mich nach dem Ziel meiner Fahrt fragen würde.

Die Frage kam unmittelbar und traf mich unvorbereitet. Zu einem Treffen mit einem Freund, sagte ich erstmal, ohne zu wissen, wie es weitergehen sollte. Nach Düsseldorf, er wohnt in Düsseldorf. Was wir an dem Wochenende zusammen vorhatten? Och, sagte ich, mein Gott, nichts Besonderes ... Ich hatte keine Ahnung, wie die Geschichte weitergehen sollte. Wir werden wohl einen trinken gehn. Und reden, reden, reden. Die Geschichte erzählte sich plötzlich wie von selbst. Über Gott und die Welt. Frauen. Kunst. Und über Bücher. Er arbeitet in einem Verlag. Es ist ein sehr kleiner Verlag, vollkommen unbekannt. Er gehört ihm selber, der Verlag. Er zeigt mir die neuesten Bücher und wir reden drüber. Und dann zeige ich ihm etwas von mir, und dann reden wir darüber. Ich weiß nicht, warum ich das gesagt habe, es ist mir einfach so rausgerutscht, weil ich irgendwie weiterreden musste. Ob ich in Wirklichkeit Schriftsteller war? Ich verneinte. Ich hätte lediglich was geschrieben. Und geriet wieder ins Stocken. Nichts Besonders, so eine Abhandlung bloß. Jetzt zögerlich, verlegen, als wollte ich es herunterspielen. Mein Gott, was weiß ich, über Räusche halt.

Räusche? Das fand sie ja ganz außerordentlich interessant, ich sollte es ihr zeigen. Das sei unmöglich, sagte ich, denn die Abhandlung existierte nicht, sagte

ich nicht, sondern ich hatte sie ihm mit der Post geschickt, schon im voraus, damit er sich einlesen konnte. Ob sie den Verlag vielleicht kenne? Zehntausend-Lungen-Verlag, kannte sie natürlich nicht. Wie auch. Fand aber den Namen witzig. Schnell hatte ich einen Ritus aus der Südsee erfunden, irgendwas mit Tauchen, Unter-Wasser-Bleiben zur höheren Ehre der Götter, daher der Name. Über Räusche, das musste ich ihr aber noch genauer erzählen. Ich lehnte erstmal ab.

Inzwischen wurde die baldige Ankunft in Köln durchgesagt. Wir sind da, verkündete Anna. Wer ist hier wir, fragte ich. Sie und zeigte mit dem Finger abwechselnd auf sich selbst und auf mich. Vermutlich habe ich die Augen zusammengekniffen. Ich sollte jetzt mal nicht so begriffsstutzig sein, es sei zügiges Handeln erforderlich. Oder möglicherweise die Stirn in Falten gezogen. Ich sollte vom Zugtelefon aus meinen Freund anrufen, er sollte bitte Verständnis haben, ich könnte ihn leider erst am Samstag nachmittag besuchen. Und gab mir die dafür erforderlichen Münzen.

S E C H Z E H N

Am Samstag standen wir spät auf und frühstückten lange. Auf dem Küchentisch von Annas Wohngemeinschaft fand ich zufällig eine Kölner Stadtilustrierte, die ich möglichst flüchtig durchblättert, im Bemühen, gelangweilt zu erscheinen, in Wahrheit aber auf der Suche nach der Adresse von Susi's Café. Ich fand weder eine Anzeige noch einen Eintrag im Adressenteil. Ich war bester Laune und in jeder Hinsicht voller Optimismus. Ich würde zum Hauptpostamt gehen und dort die verschiedenen Verzeichnisse wälzen, alles kein Problem.

Anna bestand darauf, mich zum Hauptbahnhof zu begleiten. Ich fand keine passende Ausrede, sie loszuwerden. Wir fuhren mit der Straßenbahn zum Hauptbahnhof. Während wir und die Hälse vor den Fahrpläne verrenkten, um den nächsten Eilzug für mich zu finden, fiel mir das Ticket zu Boden. Anna hob es auf und zeigte sich über das Fahrziel irritiert, da ich es bisher noch gar nicht erwähnt hatte. Wer mich denn auf Sylt erwartete? Ich erklärte, dass ich bei Rosarot immer List auf Sylt angäbe. Kostet das gleiche, und wenn man bloß bis Köln fährt, stört es keinen.

Wir hatten noch vierzig Minuten Zeit, und Anna beschloss, mir das Herz von Köln zu zeigen. Neben dem Hauptbahnhof sah es aus, als hätten sie die überflüssigen Kohlen aus dem Ruhrgebiet hier zu einem bizarren

Haufen zusammenschüttet, der zufällig die Form einer Kathedrale angenommen hatte. Dieses schwarze Monstrum sei der Dom, erklärte Anne, er werde fortwährend an irgendeiner Stelle erneuert, aber der Dreck von der Straße sei schneller. Wir suchten eine Weile und fanden schließlich die Stelle, an der der Dom zuletzt gereinigt worden war. Golden gelb waren die Steine da.

Der Dom war umzingelt von vier- bis sechsspürigen Hauptverkehrsstraßen, sogar durch den Keller des Doms führte eine. Anna zeigte mir an einer Seitentür ein kleines Mosaik, angeblich eine Arbeit von Beuys, das eine segnende Hand darstellte. Sie war sauer, weil ich darin nur einen Angelhaken erkennen konnte. Untergehakt zwängten wir uns in eine hölzerne Drehtür, weil Anna mir *die größte Perversion des Katholizismus* vorstellen wollte, die Schmuckmadonna.

Wir wurden empfangen von einem alten Mann in bodenlangem rotem Gewand, der eine große hölzerne Sparbüchse vor dem Bauch trug. Er giftete uns an, es sei uns wohl nicht klar, dass wir uns in einem Gotteshaus befanden, wo solche Anzughelmsigkeiten nicht gerade passend seien. Er bezog sich darauf, dass wir untergehakt gingen. Ohne mich loszulassen, kehrte Anna auf der Stelle um, baute sich mit mir neben dem Knacker auf und holte tief Luft. Sagte aber nichts, sondern stochte erhobenen Hauptes nach draußen.

Anna hatte noch nie einen Mann zum Abschied durch das offene Abteilfenster geküsst. Das wollte sie jetzt nachholen. Wer war ich, mich da quertzustellen. Also

holten wir es nach. Dann eilte mein Zug ins unausweichliche Düsseldorf. Dort angekommen, überlegte ich mir, wo ich herumstromern konnte, aber außer einem informellen Besuch der Kunstakademie fiel mir nichts ein. Also suchte ich mir den nächsten Zug nach Köln raus und verbrachte die Zeit bis zur Abfahrt vor dem Hinterausgang des Bahnhofs auf der Kante eines Blumenkübels. Die Sonne stach, dennoch war es so kalt, dass man den Kragen hochschlagen musste.

Rechts neben mir waren drei Jugendliche im Begriff, gemeinsam ein Sixpack niederzumachen. Die ersten drei Dosen waren schon geknackt, die drei anderen hielt der Anführer an der zerrupften Folie. Auf dem Blumenkübel saßen die Adjudanten einander zugekehrt auf je einer Arschbacke und fummelten geheimnisvoll mit Tabak und Blättchen und Feuerzeug. Sie bauten eine konische Zigarette, in deren schlankeres Ende sie eine kleine Pappspirale einführten. Einer bemerkte meinen Blick, ich aber starrte scharf an ihnen vorbei, als träumte ich, und sie bastelten weiter, ohne sich noch einmal nach mir umzudrehen. Standen schließlich auf und verschwanden für ein Weile, kehrten gemeinsam zurück, der Anführer teilte die nächsten drei Dosen aus und begann, vorbeilaufende Frauen auf das Blödeste anzusprechen, was die Adjudanten unangemessen belustigte.

Wieder Köln. Ich stolperte durch die Kitschläden, die den Dom umlagerten, und fand Ansichtskarten, die mit transparenten Farben auf strukturierte Metallfolie gedruckt waren und mir dermaßen imponierten, dass ich

gleich ein halbes Dutzend kaufte. Ich lief durch die Fußgängerzone und hörte einen bärtigen Geiger, der sein Instrument mit einem Bogen bearbeitete, den er offensichtlich aus einem Zweig selbst gebastelt hatte. Zwischen den Schenkeln der Fußgängerzone hatte der Beton eine Erektion aus Marmor. Ein beängstigender Penis fickte verzweifelt den Himmel, unaufhörlich Wasser ergießend, das als dünner Film überall an ihm herunterfloss, in den Beton zurück, aus dem es gekommen war. Auf der steinernen Eichel badeten ahnungslose Tauben ihre kleinen Krallen im Ejakulat. In der Fußgängerzone fand ich jedoch kein Postamt, in dem ich meine Ansichtskarten hätte schreiben und meine Recherchen anstellen können, und begab mich wieder zum Hauptbahnhof. Der Platz vor dem Römisch-Germanischen Museum war jetzt voll von Jungen, die entweder nur auf dem Hintereifen ihres Fahrrades fuhren oder auf Gestellen, die ohnehin nur ein einziges Rad besaßen. Stählerner Himmel über der Bahnhofshalle, als ich die Treppen vom Dom hinunterstieg, ein paar langgezogene Wolken wie fette Fäden aus rosa Angorawolle.

Auf dem Bahnhofs-Postamt schrieb ich zuerst meine Karten, dann zog ich den Kalender und begann meine Recherchen. Wer jemals eine Gaststätte in einem Verzeichnis der Post ausfindig zu machen versucht hat, der kennt meinen Leidensweg. Im normalen Telefonbuch kein Eintrag, weder unter S wie *Susi's*, noch unter C wie *Café*. In den Gelben Seiten kein Eintrag unter Cafés, hingegen unter Gaststätten immerhin *Bei Susi*. Bei der

Auskunft angerufen: Fehlanzeige. Zweiter Versuch über die Auskunft, in der Hoffnung, eine fittere Dame zu erwischen. Es wurde ein Mann, und auch in seinen Verzeichnissen fand er kein *Susi's Café*. Nichts im Adressbuch, im normalen Telefonbuch unter Gaststätten ebenfalls nur *Bei Susi*. Ich entschied, dass ich einem Übermittlungsfehler aufgesessen war (was übrigens durchaus den Tatsachen entsprach), und dass offenbar *Bei Susi* das Lokal meiner Wahl zu sein hatte. Ich übertrug die Adresse auf das letzte Blatt meines Kalenders. Es war kurz nach 19 Uhr, der Zehntausend-Lungenmann würde erst in knapp drei Stunden auftauchen. Ich nutzte die Zeit, um mich noch ein bißchen umzusehen.

In der U-Bahn stellte ich auf dem Stadtplan fest, dass ich leicht zum Eigelstein laufen konnte. Ich ging nochmal zurück in die Bahnhofshalle und kaufte eine Schachtel Zigaretten, stärkere als gewöhnlich. Dann hatte ich wieder eine meiner merkwürdigen Eingebungen. Ich ging nochmal ins Postamt, nahm die beiden Umschläge aus der Brusttasche und zählte die großen Scheine: alles war in Ordnung. Ich steckte meine vier zu den zehn in Petes Umschlag und verstaute die Kohlen wieder ordentlich in der Brusttasche. Riss ein leeres Blatt aus dem Kalender und schrieb darauf:

Ich brauche Hilfe.
Bin *Bei Susi*, Eigelstein 32,
am 12. Oktober um 22 Uhr

Diesen Zettel steckte ich zusammen mit meinem Personalausweis in den frei gewordenen Umschlag. Verstaute die Kohlen wieder ordentlich in der Brusttasche, ging dann zur Gepäckaufbewahrung und deponierte den Umschlag mit Personalausweis und Botschaft in einem Schließfach. Als ich wieder in die Welt trat, war es Nacht.

F Ü N F Z E H N

Ich brauchte etwa zwanzig bis dreißig Minuten. Der Weg ging durch eine Unterführung, die von Neonröhren hinter Glasbausteinen grell erleuchtet war. Die Straße namens Eigelstein bestand fast ausschließlich aus Gaststätten, in deren Eingängen ausgeleierte Frauen mir und den anderen Passanten, ausnahmslos Männer, für wenig Geld ihre Dienste anboten, was ich freundlich ablehnte. Bei Susi war, wie die anderen Spelunken auch, ein sehr schmales Haus, bestehend aus Tür und Fenster. Über der Tür leuchtete ein Kasten mit der Aufschrift *Bei Susi*. Im Fenster eine Neonleuchte mit Cinzano-Reklame, die von einem transparenten grünen Plastikschauch umrankt war, in dem kleine Glühbirnen blinkten. Eine Gardine gewährte nur beschränkten Einblick in einen bräunlich erleuchteten Raum, auf der Gardine der filigrane Schatten einer Person, die mit dem Rücken zum Fenster saß. Es war anscheinend ziemlich leer bei Susi, ich ging vorbei, lief den Eigelstein weiter stadtauswärts, bis ich zu einem alten Gemäuer kam, das wie ein ehemaliges Stadttor aussah. Ich rauchte eine Zigarette, entschied, dass es noch zu früh war zum Umkehren, rauchte noch eine, die ich kaum noch aus der Schachtel kriegte, so klamm waren meine Finger.

Ich hatte Anna gesagt, dass ich um diese Zeit sicher längst zurück sei. Das fiel mir plötzlich ein und

machte mir einen heißen Rücken, die Hände aber blieben kalt. Von der nächsten Telefonzelle aus rief ich sie an und erzählte, dass wir für die Durchsicht des Manuskripts länger gebraucht hätten als vorgesehen, und dass wir jetzt noch zusammen essen gehen wollten.

Und wieder den Eigelstein rückwärts, diesmal auf der anderen Straßenseite. Die Nutten wurden lästig, eine hielt mich sogar an der Jacke fest, ich wehrte unwirsch ab. Einmal ein deutsch-italienischer Redeschwall, tolle Weiber, junger Mann, nur herein, nix Aids, keine Angst, billig billig, einfach kucken, gratis Getränk. Wenige Seitenstraßen, dunkler als der Eigelstein und menschenleer, die ich nicht betrat, aus Angst mich zu verlaufen. Plötzlich standen meine Nackenhaare. Ein draller Hund hatte sich sprungbereit vor mir aufgebaut, fletschte die Zähne, knurrte, kläffte. Ich erstarrte und blieb stehen. Der tut nix, rief eine Männerstimme von etwa hundert Meter hinter ihm, der tut nix!

Die Stimme kam aus einem weißen Jogging-Anzug, prallvoll mit Spießerfett. Unterdessen machte der rasende Köter Anstalten, mit seinen Krallen das Pflaster aufzureißen. Wenn ich einen Fuß auch nur minimal bewegte, sprang er vor und bleckte erneut die spitzen Zähne. Pfeif den Köter zurück! kreischte ich. Der Spießer schnippte eine Zigarette zu Boden, trat sie gemütlich aus und rollte seelenruhig näher. Keine Bange, der tut nix, sagte er, diesmal in tieferer Stimmlage, während er neben mir stehend den Hund anleinte.

Bei Susi war es inzwischen ein wenig voller geworden. Ich setzte mich an einen freien Tisch und bestellte einen Kaffee bei einer sehr jungen Bedienung mit feurigen, tiefliegenden Augen in einem Totenschädel. Mit dem Kaffee kam eine braune Flüssigkeit in einem Schnapsglas. Beides wurde hingestellt von einer Spinnenhand mit grünen Fingernägeln. Das hab ich aber nicht bestellt, sagte ich und reichte das Schnapsglas zurück. Gehört dazu! sagte die Bedienung und drückte meine Hand auf den Tisch nieder. Fleischlose Arme, eckige Schultern. Auf ihrem weißen T-Shirt stand

Ballhouse
JAZZBAND

Fast eine Knabenbrust, wären da nicht die spitzen Erhebungen unter dem *B* und neben dem *e* gewesen. Nach all den aufgedunsenen alten Frauen war dieses Mädchen außerordentlich sexy. Sie lächelte verkniffen und brachte mir eine Karte, der ich entnahm, dass es bei Susi nur so genannte *Gedecke* gab, etwa ein halbes Dutzend zur Auswahl, Bier, Kaffee, Sekt, egal was man bestellte, immer war ein Kräuterschnaps dabei, das ganze zu überhöhten Preisen. Seltsame Bräuche, dachte ich.

Das war nun also ein Szene-Lokal. Helle, quadratische, speckig lasierte Tische. Dazu passende Stühle in pseudo-rustikalem Stil. Überall an den Wänden Posters üppiger nackter Mädchen, die Motorräder, Pferde, Peit-

schen oder die eigenen Hände zwischen ihren nackten Schenkeln eingeklemmt hielten. Die Posters bekränzt mit farbigem Flitterkram. Das war nicht, was ich mir unter einem Szene-Lokal vorgestellt hatte.

Die Bedienung räumte mein leeres Kaffeegeschirr fort. Ich suchte ihre Unterarme nach Einstichnarben ab, konnte aber keine entdecken. Ja, noch einen Kaffee. Sie wackelte mit einem knappen Arsch, für den die Jeans eindeutig zu weit war. Ich schätzte, dass ich ihn mit einer Hand fassen konnte. Als sie wiederkam, verfolgte ich fasziniert die tiefen Falten ihrer Jeans, die in ihrer Scham zusammenliefen. Sie setzte den Kaffee ab und wischte mir mit dem Schwammtuch über die Brille. Offenbar hatte sie meinen Blick verfolgt. War wohl ihre Art zu sagen Glotz nicht so!

Als ich die Brille wieder trocken hatte, waren drei neue Gäste gekommen. Zwei dunkelhaarige Männer verhandelten in gebrochenem Deutsch mit zwei Nutten. Am Tresen schäkerte ein kolossaler Mann mit der Mageren, die ihm ein Kölsch ohne Schnaps hinstellte und ein lückenhaftes Lächeln spendierte. Er nahm das Glas, wandte sich um und ließ seine Blicke durch den Raum schweifen. Er war irgendwas zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt und hatte eine hohe Stirnglatze. An seinem graumelierten Schnauzbart erkannte ich ihn sofort.

Sedelmaier leerte das Glas mit zwei Schlücken und setzte sich zu mir an den Tisch. Andere Tische waren noch frei. Juten Tach, sagte er. Grüß Gott, sagte ich.

Er musterte mich, meine Kaffeetasse und die beiden Kräuterschnäpse, die ich nicht angerührt hatte. Aus München?, fragte er. Ich nickte und schob ihm die Kräuterschnäpse rüber. Er sah mich verdutzt an, nahm ein Glas hoch, plinkerte mir zu und kippte. Die Bedienung kam. Noch eins? Aber ja. Sie wackelte von dannen. Süßet Ärschken, kommentierte er und kippte den zweiten meiner Schnäpse. Sie kennen doch sicher den Zehntausend-Lungen-Mann, fing ich an. Die Bedienung stellte ihm ein überlaufendes Kölsch hin. Sedelmaiers Pranke nagelte ihr Handgelenk an den Tisch. Klar kennen wir den Zehntausend-Lungen-Mann, woll, Michi?

Michi war nicht amüsiert. Lass den Scheiß! Schroff riss sie den Arm los und stochte von dannen. Er stierte ihr nach. Süßet Ärschken, sagte er, so'n süßet Ärschken. Und leerte das Glas mit zwei Schlücken. Können Sie mich zu ihm bringen?

Sedelmaier stemmte die Arme gegen die Tischkante, schloss die Augen und lächelte weise. Schwieg. Er wirkte auf mich ganz so, als sei er vom süßen Ärschken so dermaßen benebelt, dass er darüber meine Anwesenheit vollkommen vergessen hatte. Ob Sie mich zum Zehntausend-Lungen-Mann bringen können! Ich brüllte fast. Er öffnete die Augen und sah mich verträumt, wie von weit her, aus seinen glasigen Augen an.

Zehntausend Lungen, fragte er ungläubig. Zehntausend-Lungen-Mann, korrigierte ich widerwillig. Wer hatte sich bloß dieses dusselige Codewort einfallen lassen? Und warum? Wahrscheinlich weil der Stoff dieses

geheimnisvollen Mannes ausreichte, um zehntausend Lungen bekifft zu machen. So erklärte ich mir das, während Sedelmaier ganz allmählich aus seiner Träumerei in die Realität zurückkam. Vielleicht hätte Zehntausend-Ärschken-Mann ihn schneller auf Trab gebracht. Aber für eine Änderung des Codeworts war es ja nun zu spät.

Zehntausend-Lungen-Mann, krächte ich, Sie bringen mich hin. Zehntausend Lungen, wiederholte er einfühlsam, ich bringe dich hin. Schwerfällig erhob er seine geschätzt 150 Kilo. Endlich. Ich erhob mich ebenfalls. Na, dann woll'n wir mal, sagte er, schlug mir heftig aufs Kreuz und plinkerte mir zu. Das war der mühselige Start.

V I E R Z E H N

Eisiger wind fuhr mir in die Jackenschöße. Ich zog den Reißverschluss zu bis oben, stellte den Kragen auf, raffte ihn unter der Nase zusammen. Eisklarer Himmel über Köln, deutlich die Sterne, ganz ohne Dunst, nur ein paar flache Wölkchen. Sedelmaier lief voraus, leicht vornüber gebeugt. Ich brav hinterher, jämmerlich am Kopf frierend. Andauernd beschlagene Brillengläser, weil ich sie mit meiner eigenen Atemluft ständig behauchte. Dampfschwüle Musik aus den offenen Türen am Eigelstein. Er bog ab in die erste Seitenstraße rechter Hand, alles ohne eine Erklärung, dort war es etwas dunkler und weniger zugig. Ich ließ den Kragen meiner Jacke los. Endlich wieder klare Sicht. Wir gingen durch eine Straße aus Wohn- und Geschäftshäusern, Sedelmaier noch immer vornüber gebeugt. In den unteren Etagen meist matt erleuchtete Auslagen, vollgestopft mit Werkzeugen, Elektrogeräten und Kleidung im Ostblock-Stil. Die Häuser selbst aus dunklem, vom Straßendreck nachgeschwärzten Backstein. Die meisten Fenster tiefschwarz, den Sternenhimmel spiegelnd, vor den erleuchteten Fenstern beigefarbene, gelbliche, bräunliche Vorhänge, manchmal an der Zimmerdecke ein unstetes bläuliches Licht.

Sedelmaier jetzt auf der Straßenmitte, ich zwängte mich neben den Autos durch, die zur Hälfte auf dem Bürgersteig geparkt waren. Ein scharfer Schwenk nach

links, ich musste, um Sedelmaier folgen zu können, über Stoßstangen klettern. Unter einem Baugerüst durch, liefen wir auf eine Art Platz zu, heller als die sonstige Straße. Ein neunjähriger Türkenjunge kam uns entgegen, in jeder Hand eine prallgefüllte Papiertüte. Die Helligkeit rührte von einer Frittenbude, in der eine alte Frau in Strickweste neben einem Gasofen saß und Zeitung las. Bleiche Frikadellen, kalte Kottelets, feuchte Fischbrötchen in einer fettverschmierten Glasvitrine. Sedelmaier ließ sich ein Frikadellenbrötchen und eine Limonade geben, mampfte das zähe Ding schnaubend vor Gier in sich rein, goss gelegentlich etwas Limo nach. Ich drehte mich weg und rauchte.

Dann wieder zurück, unter dem Baugerüst durch, neben den geparkten Autos lang, von Sedelmaier kein Wort. blieb schroff stehen und durchwühlte seine Taschen, fand einen klimpernden Schlüsselbund und öffnete das Auto, neben dem er gerade stand. Warf sich auf den Fahrersitz, dass die Federn krachten, öffnete die Beifahrertür eine Handbreit. Ich packte den Griff und zog, die Tür aber rührte sich nicht, ich schürfte mit klammen Fingern über die scharfe Innenkante des Griffs, zog tief die Luft ein vor Schmerz. Beim zweiten Versuch gab die Tür kreischend nach, ich setzte mich auf zerschossenes Lammfell. Sedelmaier ließ den Motor an. Weil der innere Griff fehlte, musste ich das Seitenfenster runterkurbeln und am Rahmen zerren, um die Tür zu schließen.

Sedelmaier fuhr mit angezogener Handbremse und musste dementsprechend mehrere Male den Motor anlassen, bis

er aus der Parklücke raus war. Eisiges Schweigen. Wir schlängelten uns durch die Einbahnstraßen, streng nach der Gleichung *Dreimal rechts gleich einmal links*, und schon nach wenigen Ecken hatte ich die Orientierung verloren. Nach einer Ampel bogen wir ab und fuhren von da an auf einer vierspurigen Straße, links von uns glänzte der Rhein unter seinen Brücken durch.

Wohin fahren wir denn, fragte ich. Zum Zehntausend-Lungen-Mann, sagte er patzig. Und welcher Stadtteil? Kleine Pause. Und welcher Stadtteil? Ich diesmal schärfer. Lüngersdorf!, schrie er krachend und hieb mit dem Handballen auf das Lenkrad ein, als habe er einen guten Witz gemacht.

Im Vorbeifahren las ich von einer erleuchteten Uhr die Zeit: beinahe viertel vor zwölf. Bald erkannte ich die Eisenbahnbrücke beim Hauptbahnhof und die Spitzen des Doms, die in dieser Beleuchtung aussahen, als ob sie Grünspan hätten. Sedelmaier fuhr in das Parkhaus unterm Dom, 1344 Plätze frei. Zog eine Karte aus dem Automaten, der metallene Arm hob sich feierlich, wir durchkreuzten das erste Parkdeck. Es waren genügend Parkbuchten frei, aber er konnte sich für keine entschließen, schraubte sich auf das nächste Deck, dort das gleiche, nur dass er diesmal eine Kurve zu eng nahm und mit dem Hinterrad über den kleinen Bordstein rumpelte. Hatte jetzt aber die Schnauze voll von Parkdecks, folgte den Pfeilen Richtung Ausfahrt. Schob die Karte, warf die Münze, und weiter auf der vierspurigen Straße parallel zum Rhein.

Was spricht gegen das Parkhaus? fragte ich. zu viel Video-Überwachung. Ein echter Profi. Ich hatte nicht eine Kamera bemerkt.

Er nahm die meisten Ampeln bei Gelb, so dass ich allmählich um meine Gesundheit fürchtete. Dann rechts ab, durch ein paar relativ kleine Straßen, eine davon mit Kopfsteinpflaster, und dann hielt er auf einem schlecht beleuchteten Platz, zwischen einer flachen Werkshalle und einer Reihe von Karosserien amerikanischer Nobelautos. Und stellte den Motor ab. Der Platz war relativ dicht umstanden von Wohnhäusern, aber wenn wirklich jemand aus dem Fenster kuckte, dann fiel sein Blick so steil auf unseren Wagen, dass er unmöglich sagen konnte, ob jemand drin saß oder nicht.

Also, Zehntausend-Lungen-Mann, sagte Sedelmaier auffordernd. Ich zog den Umschlag und reichte ihn rüber. Er zählte die vierzehn großen Scheine, und seine finstere Mine erhellte sich sofort. Na prima! sagte er warmherzig. Und nun die Ware, forderte ich. Er zog an einem Bügel unter dem Armaturenbrett. Etwas knackte. Die Motorhaube sprang ein kleines Stück hoch, bis sie an ihrem Sicherungshaken hängen blieb. Bedien dich selbst, sagte er.

Ich hatte überhaupt kein gutes Gefühl dabei. Ich sollte jetzt aussteigen und die Motorhaube öffnen? Wie konnte im Motorraum überhaupt ein Päckchen liegen liegen? Wäre das Päckchen nicht viel zu heiß zum Anfassen? Hatte der Stoff vielleicht Schaden genommen? Mach schon, sagte Sedelmaier. Ich traute dem Braten nicht. Wie kann denn die Ware da vorne drin sein, fragte ich

kleinlaut. Dem Zehntausend-Lungen-Mann ist nichts unmöglich, antwortete Sedelmaier pathetisch, mit großer Handbewegung, wirst schon sehen, ist leicht zu erkennen. Wie aber wenn er mich über den Haufen führe, während ich vor dem Wagen stand?

Ich stieg aus, ließ wohlweislich die Tür offen, und ging vor. Würde ich mir an der Motorhaube vielleicht die Finger verbrennen? Bevor ich die Motorhaube berühren konnte, ließ Sedelmaier den Motor an, setzte einen Viertelkreis zurück. Ich ihm hinterher, versuchte wieder einzusteigen, er setzte einen Viertelkreis vor, diesmal mit entgegengesetzt eingeschlagenen Vorderrädern, die offene Tür drückte gegen mich, gab nach, und fiel schließlich beinahe richtig zu. Sedelmaier startete durch. Ich rannte ihm hinterher. Schon nach wenigen Sekunden hatte er vielleicht zweihundert Meter Vorsprung, dann geriet er an eine Ampel, die wurde Rot. Ich sah meine Chance und rannte. Ich konnte sehen, wie er sich über den Beifahrersitz warf und mit dem Arm aus dem Beifahrer-Fenster und langte die Tür ein wenig aufstieß. Es sah aus, als wollte er mich noch einsteigen lassen. Dann zog er die Tür fest zu. Ich rannte, und die Ampel blieb Rot, und ich kam ihm so nahe, dass er er die Nerven verlor und trotz Rot auf die vierspurige Straße einbog. Ich schaute ihm schwer atmend nach und wünschte ihm genau für diesen Moment einen schweren Verkehrsunfall. Ich stand und lauschte, hörte aber keine quietschenden Reifen, und leider auch kein donnerndes Blech. Schließlich sah ich ein, dass ich in diesem Spiel den Kürzeren gezogen hatte. Vorerst.

D R E I Z E H N

Ich will heim zu meiner Anna. Keine Ahnung, wo ich mich befand, vermutlich noch innerhalb Kölns. Es nieselte. Kein U-Bahn-Schild, keine Bushaltestelle, nur glänzender schwarzer Asphalt, rechter Hand der Fluss. Sehr spärlicher Verkehr auf der vierspurigen Straße. Das Zischen der Reifen auf der nassen Fahrbahn, lauter als jedes Motorengeräusch. Immer wenn ich ein Auto hinter mir hörte, drehte ich mich um, in der Hoffnung auf ein Taxi, das noch frei war. Ich will heim zu meiner Anna. Ein Taxi mit leuchtender gelber Haube kam mir entgegen, ich winkte, es raste vorbei, das Licht auf dem Dach ging aus. Etwa zwanzig Minuten später hatte ich Glück.

Ist das hier Lungensdorf, fragte ich den Taxifahrer. Lungensdorref? Oder Lüngersdorf, korrigierte ich. Se meinen nit zufällisch Müngersdorref? Ich verneinte zögerlich. Nä, Jung, sowat jiddet in Kölle nit. Dat hier is Raderthal. Wo wollense dänn hin?

Er fuhr routiniert und sachlich. Im Radio gab eine seriöse Männerstimme wohldurchdachte Kommentare zu den Jazzplatten-Neuheiten der Woche. Ich fühlte mich wie der kleine Junge, der sich beim Rollschuhlaufen zu viel zugetraut hatte und jetzt mit aufgeschlagenen Knien nach seiner Mama schrie. Pete würde sicher nicht glauben, dass sowas einem Profi passieren konnte, war doch jeder Anhalter so oder so ähnlich schon mal reingelegt worden. Schmach und Schimmel über mich! Bis ich in

München war, musste ich eine triftige Eingebung haben. Aber ich hatte keine Lust, jetzt darüber nachzudenken.

Anna hatte Spaghetti gekocht und warmgehalten, die inzwischen ziemlich matschig waren. Sie war weder sauer noch mißtrauisch. Stolz entkorkte sie eine Flasche Chianti Classico. Ich stürzte das erste Glas mit einer Geschwindigkeit, die mich selbst verblüffte, und Anna aber auch. Was ist los mit dir, fragte sie. Du hast doch irgendwas. Vierzehntausend Mark beim Teufel, knurrte ich, klar hab ich irgendwas. Ich erschrak. Das war mir nur so rausgerutscht. Sie nahm mein Knurren nicht persönlich. Du wirst nicht gedruckt, sagte sie verständnisvoll. Verständnisvolle Frauen sind ein Segen, dachte ich erleuchtet, und antwortete: Mit Sicherheit nicht gedruckt.

Anna hatte noch nie an eine Kirchenmauer gelehnt im Stehen gevögelt. Das wollte sie jetzt nachholen, und zwar zwischen zwei Stützpfeilern des Doms. Ich stöhnte um Gnade. Es sei ihr klar, dass es dafür jetzt zu kalt war. Aber im Frühjahr oder Sommer vielleicht. Frühjahr oder Sommer, dachte ich. wir gingen ins Bett, aber ich konnte wieder nicht mit ihr schlafen.

Anna brachte mich zum Bahnhof. Ich kaufte mir *Die Zeit* und zwei Dosen Bier. Dann die Szene am Schließfach. Ich öffnete die Metalltür nur eine Handbreit, entnahm den Umschlag mit einem knappen Griff und steckte ihn sehr rasch in die Brusttasche. Anna hatte es trotzdem beobachtet und wollte wissen, was es mit dem Umschlag auf sich hatte. Warum hast du das da einge-

geschlossen? Kleine Peinlichkeit. Ist es etwas vom Verleger? Sind es die vierzehntausend?

Ich stellte mich mürrisch und knurrte, dass ich keine Lust hatte, ihr das jetzt zu erklären. Der Abschied am Gleis war trotzdem sehr herzlich. Anna küsste zum zweiten Mal in ihrem Leben einen Mann am offenen Fenster des anfahrenden Zuges. Ich versprach, so bald wie möglich wiederzukommen.

Während der Fahrt löste ich das verzwickte Kreuzworträtsel meiner Wochenzeitung und betrank mich notdürftig. Ich wollte nicht an die Geschichte mit dem Zehntausend-Lungen-Mann denken. Ich wollte mir keine Story für Pete ausdenken müssen. Ich wollte am liebsten überhaupt nichts mit dem ganzen Scheiß zu tun haben. Ich wollte vom Münchener Hauptbahnhof sofort in mein Bett. Ich wollte Pete überhaupt nie mehr treffen. Ich wollte ab sofort ein ruhiges, zufriedenes, meinetwegen spießiges Leben führen. Ich wollte mit Pete nicht reden müssen. Ich wollte mein Leben als Telefonist beenden und nur noch mit Anna vögeln, einmal wenigstens. Kurz hinter Würzburg hatte ich endlich meine Eingebung.

Z W Ö L F

Pete empfing mich am Ende des Gleises mit finsterer Mine. Ohne jede Begrüßung fuhr er mich zornig an, ich sei ein Vollidiot, er wisse schon alles. Alles ist ein großes Wort, sagte ich, was weißt du denn. Dass ich nicht am Treffpunkt erschienen sei, war alles, was er wusste. Das hatte ihm der Zehntausend-Lungen-Mann geflüstert. Bestens. Nun war der Moment, meine mühsam erfundene Trumpfkarte auszuspielen. Aber langsam, ganz langsam. Dann will ich dir mal sagen, warum er das sagt, sagte ich. Das wollte Pete auch gerne hören. Aber sag es bitte nicht hier.

Schweigend liefen wir zum Adam's City. Ich sah nichts, obwohl ich angestrengt vorwärts stierte. Ich sah nichts und ich hörte nichts, ich spürte nichts von der Kälte, bemerkte nicht die Gruppe lachender und kreischender Italienerinnen, auf die Pete mich aufmerksam machte. Sedelmaier hatte echt was los, das musste man ihm lassen. Er hatte sich also für die Flucht nach vorne entschieden. Ja fantastisch. Ein wirklich gut ausgekochter Einfall. Er war mit allen Dreckswässern gewaschen. Er setzte darauf, dass Pete ihm mehr glauben würde als mir. Was tat ich, wenn sein Plan aufging.

Wenn im Sinne von *falls*. Falls sein Plan aufging. Wenn er sich da nicht getäuscht hatte. Im Grunde wurde durch seinen Vorstoß meine Geschichte erst richtig glaubwürdig. Das wollen wir doch erst einmal sehen,

frohlockte ich. So weit war ich, als wir Adam's City erreicht hatten. Es war, wie immer, vollgestopft mit rammligen Pseudo-Machos und ihren aufdringlichen Tus-sis. Alles Fickhühner und Bekloppte, sagte ich. Heute nicht, Pete, ich halte das heute nicht aus. Laß uns woandershin gehen.

Pete führte mich ein paar Straßen weiter in ein Lokal, das ich noch nicht kannte, ein Döner Kebap, in dem wir anscheinend die einzigen Deutschen waren. Dort erzählte ich Pete haarklein die ganze Geschichte, besonders ausführlich aber die Ereignisse auf dem Platz mit den amerikanischen Karosserien: Und dann hatte Sedelmaier einen Bügel unterm Armaturen Brett gezogen und gesagt: Also, Zehntausend-Lungen-Mann. Und dann waren wir beide ausgestiegen, Sedelmaier hatte im Kofferraum rumgewühlt, ich hatte den Umschlag gezogen. Und dann hatte Sedelmaier mich mit zwei unglaublich präzisen Schlägen auf den Solar Plexus niedergestreckt. Und dann war ich für ein paar Sekunden bewusstlos liegengeblieben, ich wusste nicht, wie lange, höchstens zehn, schätzte ich. Und dann hatte ich mich wieder aufgerappelt und hatte Sedelmaier aus dem Hof fahren sehen. Und dann war ich ihm hinterhergerannt, aber nicht lange, denn es war klar, dass ich keine Chance hatte. Und dann zeigte Pete sich tatsächlich einigermaßen beeindruckt.

Pete trank sein Bier schweigend. Ich schwieg und ließ meine Erzählung erstmal wirken. Nachdem wir die zweite Runde bestellt hatten, schlug ich keck vor, Sedelmaier hochgehen zu lassen. Polizei, Staatsanwalt-

schaft, Handschellen. Pete war davon nicht ganz so begeistert. Er war sogar absolut dagegen. Aus tausenderlei Gründen. Wieso nicht, bohrte ich. Woher weiß ich denn, das deine Variante wahr ist? Zum Beispiel deshalb nicht.

Gut, ich hatte keine Beweise. Meine Variante sei aber auch ohne Beweise wahr, behauptete ich. Einerseits war es dein Solar Plexus, sagte Pete, andererseits sind es im wesentlichen meine Kohlen, deshalb entscheide ich das. Er hat uns eben einen derben Streich gespielt, wenns wahr ist. Aber dafür lässt man keinen hochgehen. Er kriegt doch höchstens ein paar Jahre, sagte ich. Und Pete: Er ist anschließend auf allen Bullenwachen bekannt. Bundesweit. Was kümmert es uns, fragte ich. Da wurde Pete herrisch: Wenn ich sage, wir lassen ihn nicht hochgehen, dann lassen wir ihn nicht hochgehen. Jedenfalls vorerst nicht. Ist jetzt endlich Schluss?

Ich blieb still. Die leeren Gläser wurden durch zwei volle ersetzt. Pete hatte inzwischen eine Idee. Er wollte vor Ort gehen, der Sache auf den Grund kucken, sich den Typ zur Brust nehmen, ihm auf die Finger klopfen. Er hatte in Sachen deutsche Redewendungen seine Hausaufgaben gründlich gemacht. Wir mussten das jetzt mal ganz in Ruhe überlegen. Es durfte nicht wieder ein Flop werden. Man musste das ganz cool und professionell angehen. Man musste sich harmlos stellen. Pete würde ihm sagen, ich sei tatsächlich unverrichteter Dinge zurückgekommen, und ihm irgendeine vertrackte Geschichte erzählen. Er, Pete, würde das Ding am nächsten Samstag selbst in die Hand nehmen. Mal sehn, ob er

sich darauf einließ. Wenn nicht, wäre das der Beweis, dass meine Variante stimmte. Und dann? Bis hierhin war Petes Idee ein Plan. Wie es danach weitergehen sollte, wusste er jetzt noch nicht.

Wir gingen gemeinsam zum Telegrafien-Postamt. Pete wählte eine Zelle mit einem runden Automaten aus Edelstahl, steckte eine Scheckkarte und stellte sich so, dass ich nicht zusehen konnte, wie er die Nummer tippte. Er meldete sich mit seinem üblichen Well, hello. Kleines Schweigen. Dann Pete: Er hat den Zug verpasst und sich dann noch in Köln verlaufen, sagt er. Schweigen. Jetzt mit gehobener Stimme: Er hat sie nicht mehr alle, er ist 'ne Flasche. Ich meine: Zug verpassen, gut, in Ordnung, kann passieren, ja. Aber er: kommt 'ne Stunde zu spät und nimmt sich kein Taxi! Also bitte! Kommt verspätet in 'ne fremde Stadt und geht zu Fuß! Der hat sie doch nicht mehr alle, oder!

Ich trat Pete in die Wade. Er machte seine Sache so gut, dass ich für einen Moment echt beleidigt war. Pete grinste extrabreit zu mir rüber und winkte Beschwichtigung. Längere Pause. Dann: Ich bitte darum. Natürlich bin ich noch interessiert. Pause. Same procedure as last week? Pause. Nee, nee, diesmal ich selbst. Es darf nicht wieder ein Flop werden. Dann hängt er ein.

Der Zehntausend-Lungen-Mann hatte von sich aus den Vorschlag gemacht, das Date zu wiederholen. Ach du Scheiße, sagte ich. Ich glaube, wir müssen mal eine Weile an ganz was anderes denken, entschied Pete. Und zauberte aus seiner Jackentasche eine aus mehreren Blättchen gedrehte funny cigarette, wie er diese Dinger

gerne nannte. Die rauchten wir im Gehen am schießkalten Ufer der Isar. Und dachten bald an kaum noch was.

An der Haltestelle Marienplatz blieb ein älterer Mann im Parka einige Zeit vor der hinteren Türe stehen und sah sich nach links und rechts um, bevor er zustieg. Ich fand dieses Verhalten etwas sonderbar. Offenbar wollte er sicher sein, dass eine oder mehrere Personen an den anderen Türen ebenfalls zustiegen. Ich sah nach, was für Menschen das waren, an denen er solches Interesse hatte. Ganz hinten im Gang zwei Frauen mit den harten Gesichtern von Menschen, die in ihrem Leben alles gegeben, doch nichts erreicht hatten, denn was sie zu geben hatten, war nicht viel. Sie trugen billige Handtaschen an dünnem Riemen. Und direkt vor mir ein Beinahe-Kahlkopf im Anorak, ein kleines Täschchen am Handgelenk, der gelangweilt mit dem Daumen den Kopf eines Plastik-Kugelschreibers rein- und rausdrückte. Ich stieg behende aus und zog Pete mit.

Geltendorf zurückbleiben bitte, befahl der Lautsprecher. Die Türen des Waggons schlossen sich hinter uns. Wir kuckten in den Wagen und sahen, wie die Herrschaften eine in Plastik eingeschweißte Karte, ein Heft und einen Kugelschreiber zückten und die Sitzreihen durchkämmten. Der Anorak kuckte streng zu uns raus.

Auf dem kurzen Fußweg vom Rosenheimer Platz zum *Medias Res*. Für heute kein Wort mehr über Geschäfte, befahl Pete. Er sprach mir aus der Seele. Auch ich hatte genug von der ganzen ungereimten Geschichte. Ich

war zu keinem vernünftigen Gedanken mehr fähig. Nur dass die Geschichte, unserem Überdruß zum Trotz, am Samstag weitergehen würde, und wenn man nicht irgendwie vorbereitet war, würde Sedelmaier uns seelenruhig ein zweites Mal hinters Licht führen, davon war ich überzeugt. Pete schlug vor, die Tage bis zum nächsten Mittwoch zu nutzen, um uns auf das Treffen mit Sedelmaier gründlich vorzubereiten. Am Mittwoch würden wir unsere Ideen zusammenwerfen und daraus einen Plan machen, einen richtig guten, mit dem wir drankriegen würden. Für heute kein Wort mehr über Geschäfte, wiederholte Pete, diesmal aber wirklich.

Das *Medias Res* war eine ehemalige Eckkneipe, jetzt in vornehmen Weiß, postmoderne Wandvertäfelungen, Deckenleuchter im Stil der Fünfziger Jahre, die vom Ende der Achtziger stammten. Ein langer, sehr elegant geschwungener Tresen bestimmte den Raum. Pete wies mir einen Barhocker, grüßte die jungen Barkeeper, verschwand in einer Tür hinterm Tresen und kam nach einer Weile in wadenlanger weißer Schürze wieder hervor. Was darf es denn sein bei dem Herren, fragte er mich mit absichtlich schmiereriger Professionalität. Ich wusste nicht recht. Vielleicht einen Cocktail? Er schlug eine Karte vor mir auf und tippte mit dem Finger darin herum. Meine Empfehlung: *Bloody Mary*. Mach ich mal einen für mich, kannst du mal probieren.

Er gab ein paar Eisbrocken in eine Edelstahlflasche, goss verschiedene Flüssigkeiten darüber, drückte den Deckel auf und rappelte mit dem Ding über seinem Kopf, wobei seine Arme dieselben albernen Bewegungen machten,

die ich bei seinen Kollegen schon des öfteren beobachtet hatte. Dann goss er die rote Flüssigkeit in ein schlankes Glas, drückte eine Sahnehaube darauf, stellte einen Strohalm hinein, und setzte das Glas vor mich hin. Es sah im wesentlichen auswie Tomatensaft.

Dieses Getränk will uns daran erinnern, dass auch die Jungfrau Maria allmonatlich ihre Tage bekam. Und jetzt probier. Ich saugte vorsichtig am Halm. Petes Beschreibung hatte den Geist des Getränks vollkommen erfaßt. Offensichtlich erwartete Pete begeisterte Bestätigung seines guten Geschmacks. Es bedrückte mich, ihn enttäuschen zu müssen. Wenn man's mag, sagte ich gedehnt.

Am Ende wurde es für mich ein *Singapore Sling*, der – laut Pete – das Hüftenwiegen der asiatischen Mädchen nachempfinden will. Eine Giraffe streckte den Kopf über den Rand des Glases. Ihr dürrer Plastikhals wurde umspült von Ananasstückchen und einer glasierten Kirsche. Es sah ganz und gar nicht nach asiatischen Mädchen aus, sondern eher nach einer Hochwasserkatastrophe in der Serengeti. Dem Geschmack hingegen konnte ich durchaus das Aufregende und das Sanfte der kleinen braunen Frauen abgewinnen, in deren Augen man vergeblich die Pupille von der Iris zu unterscheiden sucht.

Hoch und hell der Raum, gut zur Hälfte besetzt, wach und schön die Gesichter der jungen Menschen an den Tischen, etwas zu laut ihr Gelächter vielleicht, kross garniert die Gedecke, licht das Klimpern der Messer und Gabeln. Am Tresen war ich der einzige Mann, zwei Hocker weiter eine einzelne Frau mit den bitteren Falten der

Torschlusspanik. Pete zapfte einige Biere, bevor er sich wieder zu mir setzte. Ganz schön leer, der Laden, sagte ich, lauer Job, oder? Pete widersprach und kündigte an, ab zehn, spätestens elf Uhr werde der Laden brummen.

Ein hagerer Hüne kam hinzu, etwa Ende Vierzig, begrüßte freundlich und fragte Pete, ob alles in Ordnung. Pete stellte ihn vor als seinen Boss, mich als einen alten Bekannten. Der Besitzer erkannte mich zuerst. Wir hatten uns vor Jahren nach der Aufführung eines Off-Theaters eine strenge, aber freundschaftliche Diskussion über Stil und Gehalt der Inszenierung geliefert. Werner war damals noch Schauspieler gewesen und hatte die Ansicht vertreten, sein Regisseur habe die Texte der unbekanntenen Lyrikerin auf die einzig machbare Art in Szene gesetzt. Kurz darauf hatte er eine überraschende Erbschaft angetreten, die ihm den Kauf dieses Lokals ermöglicht hatte, und nun rannte er sich seit zweieinhalb Jahren die Hacken als Geschäftsführer dieses Lokals ab und schrieb nebenher für eine Architekturzeitung bissige Verrisse der neuesten Münchener Renditeobjekte. Er gab mir einen Grappa aus und verschwand.

Die Torschlusspanik rückte zwei Barhocker näher, stieß etwas zu heftig mit Pete an und sagte, sie habe unserem Gespräch zugehört, kenne Werners Kolumne und fände sie saustark. Pete wischte die Bierlache auf. Der hat voll Recht, der Mann, voll guter Typ, sagte sie und grinste Pete an. Gerti, Architektin aus Nymphenburg, stellte sich auf der Fußraste des Hockers auf, so dass

sie sich weit über den Tresen zu Pete rüberbeugen konnte, und forderte ein Bussi. Mein Gott, Gerti, sagte Pete, hört das denn nie auf! Sie sank auf ihren Hocker zurück und zog einen übertriebenen Schmolmund. Aus der Nähe sah ihre Nase aus wie eine junge Erdbeere. Gerti zeigte Pete den Stinkefinger, kicherte selbstzufrieden und forderte mich auf, mit ihr anzustoßen. Ich holte tief Luft und tat ihr den Gefallen.

Gegen zehn wurden die Tische leerer, am Tresen aber wurde es eng. Das lag nicht nur an den zahlreichen Pilstrinkern, sondern auch an Gerti, die ihren Hocker hergegeben hatte und jetzt darauf bestand, mit einer Arschbacke an meinem Hocker teilzuhaben. Ich ließ ihr den ganzen. Pete stellte mir einen weiteren Singapore Sling hin, den ich nicht bestellt hatte. Ich kann das nicht bezahlen, wehrte ich ab. Die Freunde der Barkeeper sind die Freunde des Hauses, erklärte Pete. Was ich so verstand, dass ich eingeladen war.

Gegen elf wurde der Raum wattig und diffus, die Wände rückten auseinander, die Decke senkte sich, über allem plötzlich ein heller Dunst, die Geräusche verloren an Schärfe, die kleinen Dinge auf dem Tresen, unsere Gläser, Zigaretten, Aschenbecher, Feuerzeuge, eine metallene Dose mit Zuckerwürfeln, alles hatte sich scheinbar vervielfältigt.

Gerti wurde charmant, ich blieb reserviert. Pete vergaß uns für eine Weile, er hatte zu zapfen. Gerti wurde forsch, ich wurde schroff. Pete stellte mir einen weiteren Singapore Sling hin, den ich nicht bestellt hatte. Gerti zornig, ich kühl. Gerti versöhnlich, ich

wieder freundlich. Sie gab mir einen Tequila aus, den ich annehmen musste, weil er die Versöhnung besiegelte. Wir kippten. Gerti höhnisch, ich gelassen. Wahrscheinlich kannst du überhaupt nicht vögeln, krächte sie. Insgeheim hatte ich daran durchaus meine Zweifel. Aber irgendwie hatte ich nicht den Eindruck, dass sie die Person war, mit der ich diese Dinge erörtern wollte.

Gegen zwölf bekam ich Rückenschmerzen. Ich war müde, hatte zu lange gestanden, mir taten die Knie weh. Gerti hielt einen langen Monolog, in dem den Worten *Chauvis*, *Machos* und *Schlappschwänze* eine zentrale Rolle zukam, den ich jedoch nur teilweise verstand, was sicher auch an meinen Ohren lag, die nur noch recht unscharf wahrnahmen, vor allem aber daran, dass Gertis Aussprache zu wünschen übrig ließ. Pete machte den Vorschlag, wir könnten gemeinsam ein Taxi nehmen, wenn er fertig war, und stellte mir einen weiteren Singapore Sling hin, den ich nicht bestellt hatte. Ich bohrte meine Ellenbogen in den Tresen, damit er mein Schwanken nicht bemerkte. Gerti schwieg und versank in sich selbst.

Gegen eins schmerzen außer Rücken und Knien auch meine Ellenbogen. Gerti kippte rücklings vom Hocker, was einige Anteilnahme bei dem Umstehenden erregte. Wir halfen ihr auf und stellten verwundert fest, dass sie sich keinen nennenswerten Schaden zugefügt hatte. Gerti erkannte, dass ihre Stunde gekommen war, zahlte und ging. Pete kassierte bei allen Gästen außer bei mir, veranlasste die Kasse, mit spitzem Gekreisch einen langen schmalen Streifen auszudrucken, und spülte die Zapfhähne. Die Lichter wurden abgedreht, die Rolläden

heruntergelassen, die Stühle hochgestellt, die Gäste höflich zur Tür geleitet. Werner spendierte einen letzten Grappa. Ich freute mich, dass er immer noch mit mir sprach wie mit einem normalen Menschen, und küsste ihn zum Abschied auf den Mund.

Am Rosenheimer Platz bekamen wir endlich ein Taxi. Kleine Rundfahrt, sagte Pete zum Taxifahrer. Und zu mir gewandt: Bist eingeladen. Wir fahren zuerst zu dir. Ich nannte meine Adresse.

Es wurde eine kurze und schweigsame Fahrt, aber das Schweigen war freundlich. Die ganze Geldgeschichte lag so weit zurück. Ich musste mir mit Gewalt in Erinnerung rufen, dass es erst vor ziemlich genau 24 Stunden passiert war. Segen des Alkohols. Ich überlegte, ob ich in diesem Zustand wohl noch bei Anna anrufen konnte, und ob es nicht schon längst zu spät dazu war. Bei mir angekommen, half Pete mir aus dem Wagen und begleitete mich zu meiner Haustür. Und während ich den Schlüssel herausklaubte, fragte Pete: Nun mal ehrlich: wo sind die Kohlen? Weit unter deinem Niveau, antwortete ich. Manchmal bin ich so betrunken, dass ich schon wieder das Licht sehe.

Dass es dich auch noch gibt, sagte Anna. Die Leitung knarzte leise. Ich überhörte den Vorwurf. Und nach dem verliebten Anfangsgeplänkel: ob ich inzwischen wieder vögeln könne. Woher soll ich das wissen, sagte ich. Freut mich zu hören, sagte Anna. In der Leitung ein zärtliches Lispeln. Und wie war Sylt? Gar nicht, sagte ich, Sylt war nicht. Als ob sie es nicht gehört oder nicht verstanden hatte, fuhr Anna fort, mir ihre großen

Pläne auszubreiten. Zwischen den Dünen müsse es sehr schön sein. Da habe sie es noch nie gemacht. Ich versuchte ihr begreiflich zu machen, dass Sand zwischen den Arschbacken sehr unsexy sei. Ich weiß nicht, ob sie es verstand. Ich weiß auch nicht, worüber wir sonst noch sprachen. Ich müde, Anna munter, das Gespräch mühsam. Und sehr, sehr lang. Schließlich verlangte sie meine Adresse, für eine Überraschung, die nicht bis zum nächsten Wiedersehen warten könne. Aber mach keinen Quatsch, sagte ich und diktierte.

Z E H N

Am Montag stellte mir der Geschäftsführer eine neue Kollegin vor, die mir lasch die Hand reichte und damit vom ersten Augenblick an bei mir unten durch war. Ich hatte die bisherige gut leiden mögen, wir hatten in einer Atmosphäre entspannter Konzentration sehr gut zusammengearbeitet, und war von der Neubesetzung ziemlich überrascht, fast empört. Ich wurde vom Geschäftsführer kühl gestaut. Man habe sich eben genötigt gesehen, leider, die andere gerade noch rechtzeitig zum Ende der Probezeit zu entlassen, sagte er frostig, dieses sei nun also Fräulein Brese, ich solle sie schnell und gründlich einarbeiten, im übrigen gehörten die Belange anderer Mitarbeiter durchaus nicht zu meinem Aufgabenbereich, ich habe lediglich gewissenhaft Anrufe entgegenzunehmen. Das war alles. Die Neue setzte sich erstmal hin und heulte.

Ich konnte mir schon denken, was los war, Die andere war jung, zu jung vielleicht. Sie hatte gelegentlich etwas unbeholfen gewirkt. Man sagte nicht: Warten Sie mal eben, ich muss das kurz nachkucken. Es hieß: Haben Sie bitte einen Moment Geduld, ich werde das prüfen. Man sagte auch nicht: Äh, keine Ahnung, glaub schon. Richtig war vielmehr: Darüber hat Herr X. keine Nachricht hinterlassen, aber ich denke, dass Sie ihn am Abend sicher erreichen. Die Reaktionen dieser Kleinmager, unserer Anrufer also, auf solche Formfehler sind

sehr geteilt. Die einen finden sie zum Schreien komisch, die anderen sterbenspeinlich. Es hängt davon ab, ob er ein Kunde unserer Kunden oder einer unserer direkten Kunden ist. Macht nun der Kunde unseres Kunden eine spöttische Bemerkung über dessen Sekretärin, kann man sicher sein, dass eine Mitteilung an die Geschäftsleitung geht. Ich hatte meiner Kollegin mehrmals die *richtigen* Floskeln eingeschärft, aber da sie ihren Umgangston nicht ablegte, schien sie wohl die Absicht zu haben, durch Natürlichkeit zu gewinnen, womit sie im Prinzip ja auch Recht hatte. Gerade deswegen fand ich sie sympathisch.

Verhängnisvoller und wahrscheinlich ausschlaggebend für ihre Entlassung war wohl ihr Stolz. Es kam häufiger vor, dass sie von ungeduldigen Anrufern der Langsamkeit beschuldigt wurde, möglicherweise zu Unrecht. Was tat man, wenn innerhalb kürzester Zeit mehrere Anrufe gleichzeitig in den Leitungen hingen? Man arbeitete sie in der vermeintlichen Reihenfolge ihres Einganges ab. Schon möglich, dass man dabei irrte. Ab dem dritten Anruf war es schwierig, ab dem sechsten unmöglich, sich die richtige Reihenfolge zu merken. Unsere Anlage gab dem wartenden Anrufer nicht das Besetztzeichen zurück, sondern das normale Tuten, das an einem gewöhnlichen Telefon bedeutet, dass es beim Angerufenen klingelt. Nahm man endlich den ungeduldigen Anrufer entgegen, musste der erstmal seinen Unmut loswerden: Sie stehen wohl auch den halben Tag an der Kaffeemaschine?

Sowas ließ meine Kollegen sich grundsätzlich nicht gefallen. Sie konterte immer, mehr oder weniger scharf.

Einem, den wir schon lange als Kotzbrocken kannten, hatte sie einmal geantwortet: Nun aber halblang! Ich hatte zu ihr rübergeschaut. Ihre Halsadern waren ernstlich geschwollen. Wenn Sie auch nur einen blassen Schimmer hätten, wie es hier zugeht, würden Sie nicht solche Töne spucken! Und war dabei ganz rot geworden. Ich mochte sie wirklich sehr gut leiden.

Die Neue war nun meine achte Kollegin innerhalb von 22 Monaten. Die Geschäftsleitung zeigte den Bewerberinnen ihren zukünftigen Arbeitsplatz immer während der Mittagspause, wenn nur sehr wenige Anrufe eingingen, damit die Interessentinnen nicht sofort von dem enormen Stress abgeschreckt wurden. Das enge Kabuff war schon abschreckend genug. Sie mussten denken, dass sie hier einen lauen Job bekamen, der ungewöhnlich gut bezahlt wurde. Während der ersten Wochen dämmerte ihnen dann, dass man sie getäuscht hatte, und die meisten kündigten noch innerhalb der Probezeit, wenn sie nicht gefeuert wurden. Zwei waren länger geblieben, hatten uns aber nach etwa einem halben Jahr verlassen, die eine hatte gekündigt, die andere war gefeuert worden.

Die Geschäftsleitung war überhaupt nicht zimperlich mit Kündigungen, vor allem was die Telefonzentrale anbetraf. Das hatten sie mir gleich bei meiner Einstellung eröffnet. Schließlich sei die Telefonzentrale so etas wie das Aushängeschild des Unternehmens, unserer Kunden also. Diese Bemerkung fiel im Rahmen seiner Erklärung, warum er sich mit meiner Anstellung schwer tat. Bei dieser Gelegenheit hatte ich den Geschäftsführer, der ein abgebrühter Zyniker war, ein einziges Mal

verlegen erlebt. Sie hätten bisher noch immer Damen bevorzugt. Aus tiefenpsychologischen Gründen, druckste er. Mein Mund war urplötzlich voll von Spucke gewesen.

Inzwischen sei ihnen der ständige Ärger mit den Damen zu viel geworden, die wohl doch nicht so belastbar seien, und also hätten sie sich zu diesem *unkonventionellen* Schritt entschlossen, als Versuchsballon, einfach aus der Not geboren, ich möge das bitte nicht falsch verstehen. Ich hatte verstanden, dass sie auch bei mir mit dem Kündigen nicht gerade zimperlich sein würden, und das auch vorsichtig angesprochen. Ach, schauen Sie, sagte er, es ist ja nicht unsere eigene Entscheidung.

So war das also. Die Entscheidungsträger entschieden gar nicht selbst. Es hinge von ihren Kunden ab, und von der Reaktion von deren Kunden. Werde ein Mann akzeptiert, und *machte* ich mich gut, könnten sie sich durchaus eine unbefristete Zusammenarbeit vorstellen.

Und ich machte meinen Job, und ich machte ihn gut, hatte ich den Eindruck. Aber trotz aller Vorschusslorbeeren war es mir nach einem Jahr zu viel geworden und ich hatte die Kündigung eingereicht wie alle meine weiblichen Vorgänger auch. Die Antwort der Geschäftsleitung bestand in dem Angebot, mein Gehalt um dreihundert Mark zu erhöhen, brutto, versteht sich, nicht wahr, wenn ich mich bereit erklärte, die Kündigung zurückzuziehen und einen befristeten Vertrag für ein halbes Jahr einzugehen. Ich hatte zugestimmt und war nach Ablauf dieser Frist abgestumpft genug, mich mit dem gleichen Angebot ein weiteres Mal ködern lassen.

Die Neue mit dem schlaffen Händedruck war eine geschiedene Frau Mitte vierzig mit einem ausgeprägten Hang zu Migräne und Depressionen. Sie verstand die Anlage sehr schnell, hatte eine warme Stimme und war in der Lage es, sogar bei unflätigsten Beschimpfungen ihre distanzierte Freundlichkeit zu bewahren. Nach dieser ersten Woche war ich sicher, dass wir wenn auch nicht herzlich, so doch korrekt und freundlich zusammenarbeiten konnten, und dass sie sich an diesem Platz behaupten würde.

Tief dunkelblau der Himmel, am Fuß schwarz umkränzt von der Baumkontur. Das Restlicht der Straßenlaternen als oranger Schimmer über den Wipfeln am Rande des Parks. Kniehoher Nebel auf der Wiese, bläulich bestrahlt von einem fast schon vollen Mond. Hell der Mond und von unterschiedlich großen Kreisen überzogen, wie Schaum auf dem Wasser eines Putzeimers. Hunde sprangen auf und tauchten ab, Beinamputierte schwebten über dem ruhigen Nebelmeer, wurden unsichtbar in den schwarzblauen Schatten der Bäume. Alles so unwirklich wie die künstliche Nacht in den Filmen aus Hollywood. Mittwoch, nacht, elf Uhr, Pete und ich gingen im Englischen Garten spazieren.

Der Dialog verlief streitig, doch blieben beide einigermaßen ruhig. Ich stellte die Vertrauensfrage, Pete wies sie als unbeantwortbar zurück. Ich sei mit zehntausend von ihm fortgefahren, und mit nichts anderem als einer Geschichte zurückgekommen, wo Pete Ware oder schlimmstenfalls sein Geld erwartet hatte. Ob ich tatsächlich Mitleid erwartete? Und dass er die Sache auf sich beruhen lassen werde? Ich führte mein Bahn-Ticket und die Stempel darauf als Beweise an, doch das seien keine Beweise, fand Pete. Ich könnte das Ticket in einem Mülleimer gefunden haben. Ich könnte die Strecke getreulich gefahren sein und trotzdem versu-

chen, ihn zu bescheißen. Das Ticket als Beweis anzuführen, das sei einfach nur lächerlich.

Das Dach eines Pkw schwebte über dem Nebel und drückte eine weißlich-gelbe Lichtpyramide vor sich durch den Nebel. Dass hier, mitten im Park, ein Auto fuhr, war uns beiden unheimlich. Man konnte den Weg nicht sehen, auf dem es fuhr, und wir kannten den Park nicht gut genug, um vorherzusagen zu können, ob die Route bei uns vorbeiführen würde. Sicherheitshalber gingen wir zwischen die nächsten Büsche und spielten Kaninchen. Der Wagen kam allmählich näher, fuhr schließlich dicht an uns vorbei, ganz langsam. Es war ein grün-weißer BMW der Freunde und Helfer.

Ich bin mir nicht mehr sicher, ob Pete wirklich flach atmete und zitterte. Jedenfalls sprach er mit irgendwie heiserer Stimme. Das könne nur bedeuten, dass sie unsere Telefone abhören. Was ich bestritt. In einem solchen Fall würden die uns doch nicht im öffentlich erkennbaren grün-weißen jagen. Kein Grund zur Panik. Es sei eine ganz normale Streife gewesen, totale Routine.

Pete war nicht zu beruhigen. Denn seit ungefähr einer Woche parkte jede Nacht um eins, halb zwei eine grüne Minna vor seinem Haus. Die Bullen blieben drin sitzen und ließen das Standlicht brennen. Damit kannte ich mich aus. Sie haben die Kneipe auf dem Kieker, die bei dir unten im Haus ist, sagte ich. Es haben sich die Nachbarn beschwert, dass die es mit der Sperrstunde nicht genau genug hält. Meine Antwort machte Pete noch nervöser. Woher ich von der Kneipe in seinem Haus wisse. Weil bei mir im Haus eine ist. Und weil ich

schonmal auf demselben Horrortrip gewesen bin, als sie eine Woche lang nachts da unten parkten, ohne auszu-steigen. Bis mir eine Nachbarin erzählte, was es damit auf sich hat.

Pete zog seinen Tabaksbeutel und versuchte, eine Zigarette zu drehen, was ihm nicht gelang, weil er entweder den Tabak verstreute oder beim Drehen das Blättchen zerriss. Scheiß Kälte, fluchte er. Ich konnte ihm keine Aktive geben, weil ich vorhin schon die letzte weggeraucht hatte. Pete kramte tiefer im Tabaksbeutel und fand eine vorgedrehte, die er mit schiefem Grinden hochhielt. Dann soll es wohl diese hier sein, sagte er und rauchte sie an. Ihr Geruch war sehr speziell, und ihre Form war eine konische.

Pete bestand darauf, dass wir den Park verließen und woanders weiterredeten. Also gingen wir dem Ausgang zu, abwechselnd an der Zigarette ziehend. Als ein Schwarm von Fahrrädern uns entgegenkam, verließen wir den Weg und wagten uns über die immer noch nebelbedeckte Wiese. Wenn wir bloß nicht in den Bach fallen, jammerte Pete. Ich lachte etwas verächtlich. Der Eisbach war etwa einen Kilometer weiter in der anderen Richtung.

Und wieder Adam's City. Wirklich ein witziger Laden. Hatten sogar erträgliche Musik, und ehe ich es bemerkte, stand ich mitten im *Hotel California* und wippte mit den Zehen. Gute Laune. Top obenauf. Bis Pete die Stimmung umbrachte mit den Worten: Mir wäre eigentlich am liebsten, wenn du die Kohlen wieder herzauberst. Wie denn? Woher denn? Das Problem war für mich tatsächlich nicht lösbar. Er verstummte für eine Weile.

Aber ich hatte einen Plan. Ich komme mit, sagte ich. Ich bleibe unsichtbar und geb ihm eins aufs Dach. Wir würden ihn in unser Auto locken, ... Woher ich von seinem Auto wisse? Pete schon wieder übermäßig aufgebracht. Zuerst wusstest du von der Kneipe bei mir im Haus, und jetzt auch noch von meinem Auto. Du hast mir doch eindeutig nachspioniert. Ach du Scheiße, dachte ich, das jetzt auch noch. Ich bemühte mich um eine äußerst sachliche Tonlage, als ich sagte: Pete, das war geraten. Jeder normale Mensch hat ein Auto, zumindest einen gebrauchten Golf. Mit dem Golf hatte ich ihn wohl beleidigt, aber nicht beruhigt. Erstens ist es kein gebrauchter Golf, und zweitens spioniere mir bitte nicht hinterher. Sein Verfolgungswahn war nach außen hermetisch abgedichtet. Da kamen abweichende Beobachtungen und nüchterne Argumente nicht gegen an. Es war vollkommen aussichtslos. Okay, Pete, sagte ich, lassen wir das. Nehmen wir einfach dein Auto.

Vielleicht hätte ich ahnen müssen, dass ihn dieser Vorschlag völlig aus der Fassung bringen würde, aber ich ahnte es nicht und war ziemlich verdattert über Petes Aufbrausen und seinen etwa viertelstündigen Redeschwall. Zum einen vertrat er die Ansicht, dass nicht er, sondern ich diese zweite Reise notwendig gemacht hatte, sei es durch den Versuch ihn zu betrügen, sei es durch hervorragende Dummheit, und dass deshalb ich, nicht er, für die Organisation dieser Tour verantwortlich war. Deswegen hielt er es für ein Unding, ihn in irgendeiner Weise um Unterstützung zu bitten. Zum zweiten schärfte er mir ein, dass er weder

aus Freundschaft noch aus Hilfsbereitschaft mitfahren werde, sondern lediglich, um mich zu bewachen, beziehungsweise um mich vor meiner eigenen Dummheit zu schützen. Es stehe schließlich ein recht hoher Betrag für ihn auf dem Spiel. Zum dritten vergewisserte er sich, ob ich sie noch alle hatte, weil er fand, dass meine Idee, die Tour im eigenen Auto zu unternehmen, in erschreckender Weise von Unprofessionalität und Phantasielosigkeit zeuge. Er habe keine Lust, mit seinem Nummernschild in allen Parkhäusern Kölns quasi seine Visitenkarte abzugeben.

Diese Tirade traf mich vollkommen unvorbereitet. Sie schwemmte jede Fähigkeit, dem etwas entgegenzusetzen, einfach weg, wie ein reißendes Hochwasser. Ich richtete mich wieder auf, weil ich bemerkt hatte, dass ich in mich zusammengesackt saß. Mit einem tiefen Seufzer fing ich das Atmen wieder an. Schon gut, schon guhut, sagte ich.

A C H T

Hedi hatte die Scheidung durch, als der Jüngste gerade ein Jahr alt war. Bewohnte seitdem das Eigenheim in Pasing alleine mit den Kindern. Ihr Mann, Manager in Öl, hatte im Jahr nach der Scheidung die Arbeitsstelle gewechselt und war dadurch nach Albanien entschwunden, wo er ein geheimnisvolles Leben führte und einige Zeit im Knast verbrachte. Er beantwortete keine Briefe und zahlte schleppend. Etwa einmal jährlich rief er, meist anlässlich eines Kindergeburtstages, bei der Familie an. Kam jedes Jahr zwischen Weihnachten und Sylvester nach Deutschland und bestand darauf, in seinen eigenen vier Wänden zu Gast zu sein, was der Familie ziemlich angespannte Feiertage bescherte. Hedi selbst war von Jahr zu Jahr aufgeblüht und hatte mit fünfzig wieder die Jugendlichkeit und Frische erreicht wie im Jahr vor der Heirat. Nichtmal ihre Kinder wissen genau, wie sie es nach der Scheidung mit den Männern und der Liebe gehalten hat, aber es gab einigen Anlass zu der Vermutung, dass sie mit den Jahren ein sehr gelöstes Verhältnis zu diesen Dingen entwickelt hatte und es ohne Scheu auf jede Art mit jedem trieb, der ihre Zuneigung erwiderte. Ich rätselte oft, ob sie dieser Tatsache ihre Schönheit verdankte oder ob es sich genau umgekehrt verhielt. In der HNO-Praxis einer Freundin hatte sie eine Arbeit als Aushilfe angenommen, die ihrem menschenfreundlichen Naturell vollkommen entsprach und ihr viel Befriedigung

verschaffte. Trotzdem war sie meiner Ansicht nach deutlich eine Alkoholikerin, was sie, wann immer ich es zur Sprache brachte, barsch bestritt.

Am Dienstag rief ich sie nach der Arbeit an und kriegte einen derben Anschiss: Ich hatte sie im Festzelt auf der DWiesn sitzenlassen. Es stimmte, war mir aber noch gar nicht aufgefallen. Ich bat um Entschuldigung und erzählte, dass wir der Einfachheit halber zum Pinkeln das Zelt verlassen hatten, nicht ahnend, dass wir anschließend nicht wieder hineinkommen würden; und erklärte, wie bitter kalt uns draußen vor dem Eingang gewesen war und dass wir es einfach nicht mehr hatten aushalten können. Hedi lachte und sagte, so etwas Ähnliches habe sie sich schon gedacht. Ich hatte plötzlich den Eindruck, dass sie mir von Anfang an gar nicht wirklich böse gewesen war, könnte ihn aber nicht begründen.

Im übrigen sei Pete ein sympathischer Kerl und ein schöner Mann. Was ich bestätigen konnte. Ich hatte gestaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit und Gelassenheit er sich in die fremde Gruppe eingelassen hatte. Er war eben richtig ein Profi und wusste, dass Ungezwungenheit die beste Tarnung darstellt. Nun wollte Hedi wissen, woher ich Pete kannte. Och ... sagte ich. Hedi wusste zwar, dass ich dieses Zeug rauchte, aber sie wusste nicht, woher ich es bekam, und sie sollte es auch nicht erfahren. Wir hatten mal denselben Job, ergänzte ich.

Und ob ich wisse, wie die DWiesn-Geschichte ausgegangen war? Nämlich so: Jörg, der jüngste und stämmigs-

te Sohn, hatte befunden, dass er noch nüchtern genug war, um seine Mutter heimzufahren. Nach kaum fünfhundert Metern die amtliche Tüte, und die Farbe des Röhrchens über allen Zweifel erhaben, grün-weißer Bus und Stechen und Null Komma Zwo und weg war die Pappe. Armer Jörg. Anschließend seien beide mit dem Taxi heimgefahren. Das hättet ihr aber billiger haben können, sagte ich, und meinte das Taxi. Ich hatte mich so auf dich verlassen, sagte Hedi und gackerte.

Am Donnerstag Abend fuhr ich raus, Hedi zu besuchen. Jörg öffnete mit finsterer Mine. Ich kondolierte ihm wegen seines Führerscheins. Es tut ihm leid, höhnte Jörg. Hätte ich die Hedi nicht sitzenlassen, wäre das ganze nicht passiert. Irgendwas war grundfalsch an seiner Logik, aber ich verstand nicht, was. Komm komm, sagte ich und gab mir Mühe, ihn auszulachen, damit es nicht nach Rechtfertigung aussah, obwohl er mir durchaus ein schlechtes Gewissen gemacht hatte. Hedi legte ihre Arme um uns und schob uns ins Wohnzimmer. Auf dem Kamintisch standen drei Weingläser mit grünen Füßen und eine Flasche Frankenwein. Jörg war knatschig und musste eine Weile bequatscht werden.

Er hat mich sitzenlassen, sagte Hedi, das ist das eine. Und du bist besoffen gefahren, das ist das andere. Was hat das miteinander zu tun? Endlich Jörg etwas versöhnlicher, bereit bei uns zu bleiben, und entkorkte die Flasche. Der Abend bekam seinen Schwung durch Hedis liebevolle Schadenfreude. Immer wieder goss sie ihrem Sohn nach, bis auch er über ihre Bemerkungen lachte.

Ich fragte Jörg nur halb im Scherz, ob er mir nicht sein Auto schenken wolle, es stünde doch nur ungenutzt vor der Haustür. Jörg wurde wieder ernst und schüttelte den Kopf. Damit war ich wohl ein bißchen zu weit gegangen. Oder wenigstens leihen, sagte ich, da ich ohnehin nichts mehr zu verlieren hatte. Im Ernst, Jörg, am nächsten Wochenende kann ich es brauchen. Er aber hatte bereits die Anzeige für die Wochenend-Ausgabe aufgegeben.

Jörg verließ uns, um sich schlafen zu legen, etwas verstimmt. Mach dir nichts draus, rief ich ihm hinterher, ein, zwei Jahre, und die Welt ist wieder in Ordnung. Auch wenn ich Frankenwein nicht mochte, so machte er mich doch putzmunter. Hedi und ich tranken noch die Flasche leer. Übrigens ein dufter Typ, der Pete, sagte Hedi. Hm ... Richtig nett. Kann ihn gut riechen. Aber über zwanzig geht bei dem gar nichts, sagte ich. So hatte sie das natürlich überhaupt nicht gemeint, die Hedi. Ob ich ihr nicht trotzdem seine Telefonnummer geben könne. Och ... Ich druckste. Schließlich hatte ich die erlösende Idee. Ich werde ihm deine geben. Auch gut? Auch gut. Und dann brachte ich Hedi ins Bett.

Vor Jahren hatte Hedi mal herumgestottert, dass die es unwiderstehlich fände, wenn ein Mann ihr beim Ausziehen zusah. Oh toll, hatte ich geantwortet und war ihr ins Schlafzimmer gefolgt. An jenem Abend hatten wir unsere Form gefunden und seitdem wiederholten wir ein immer ähnlich, jedoch nie genau gleich verlaufendes Ritual: ich setze mich auf die Bettkante, und Hedi zieht sich langsam aus, stets mir zugewandt. Das Zimmer

wird zu einem magischen Raum, die Luft schwer wie Blei, und Hedi weidet sich an meinen Augen, die locker die Größe von Untertassen erreichen. Endlich vollkommen nackt, verkriecht sie sich unter die Bettdecke, als ob sie von alledem nichts bemerkt hätte, und ich strecke meine Hand nach ihren Brüsten. Ich taste die glatte und warme Haut, und darunter eine Festigkeit wie von Paradiesäpfeln, wie eine Wildente, die ihren Schnabel immer begehrllicher gegen meinen Handteller drückt. Ich taste mich über den wolkenweichen Daunenbauch und finde zwischen Hedis Schenkeln die nassen Haare, und darunter das breite matschige Ding, das an meinen Fingern lutscht, als wollte es sie aufsaugen. Die bleierne Luft hat jetzt einen gründlich erdigen Geschmack, den Geschmack der Eier, die höher ist als alle Vernunft. Mein zitterndes hartes Ding will eilig unter Hedis Decke, und meistens folgte ich ihm. Nun ist das Bett in rascher Folge Landschaft Lächeln Laufbahn Lehrbuch Lichtung Leiter Löschblatt Luftschiff, das wir vorwärts treiben mit der Kraft unseres Atems, und mühsam erreichen wir das sattsam bekannte Ziel.

Heute jedoch setzte ich mich nicht auf die Bettkante, sondern blieb im Türrahmen stehen. Mach die Tür zu, sagte Hedi und zog sich sorgfältig aus, mir zugewandt, mich immer wieder mal musternd. Als sie in ihrer prächtigen Blöße vor mir stand, kam mir unser Ritual verblüffend unanständig vor. Ich konnte mir nicht mehr vorstellen, was ich doch sehr genau wusste: dass wir es viele Male so, genau so, gemacht hatten, und mit heiterer Selbstverständlichkeit.

Stimmt was nicht, fragte Hedi und wickelte sich in die Bettdecke. Ich stand immer noch bei der Tür, hatte eine leise Ahnung, dass es wegen Anna war, aber ich war verwirrt und konnte keinen Zusammenhang erkennen. Alles in Ordnung mit dir, fragte Hedi, da ich nicht antwortete. Ich wollte ihr aber nicht erklären, wieso und warum alles in Ordnung war. Och ..., sagte ich, glaub schon. Was stehst du dann noch so rum?

Ich setzte mich brav auf die Bettkante. Hedi ergriff meine Hand und legte sie auf ihre Brust. Als ich das Pochen der Wildente fühlte, verlor meine Hand alle Geschmeidigkeit und wurde wie ein Brett. Plötzlich fiel mir auf, dass wir uns nie küssten. Das hatte ich bisher auch nie vermisst. So war das mit Hedi, und bis zum heutigen Abend hatte es gestimmt so, wie das mit Hedi war. Meine Hand auf ihrer Brust entspannte sich, und ich wurde hart wie gewohnt, und ich hörte den Lockruf der Wildenten, und ich atmete die Luft mit dem erdigen Geschmack, die heute jedoch nicht bleiern war.

Ich muss jetzt gehen, sagte ich und küsste Hedi auf die Stirn, und ich hatte dabei das merkwürdige Gefühl, dass es ein Judaskuss war. Kein Drama, sagte Hedi, wird schon wieder. Och ..., sagte ich und stand auf, und als ich bereits die Türklinke in der Hand hatte, stimmte ich Hedi zu, obwohl ich nicht wirklich daran glaubte, und trat in die Diele.

Nachdem ich Hedi verlassen hatte, öffnete ich die Haustür und warf sie einigermaßen vernehmlich wieder ins Schloss, von innen. Schlich dann die Kellertreppe hinunter und begann einen kleinen Streifzug. Im ersten

Raum eine Tischtennisplatte, ansonsten die Waschmaschine und mehrere Trockenständer. Völlig uninteressant. Im zweiten Raum roch es nach Gummi. Eine Werkbank und ein Hängeschrank mit Schraubenschlüsseln in allen Größen und anderem Werkzeug. An einer Wand waren drei Türme von Winterreifen gestapelt, davor lehnte eine Autotür ohne Glas und Griff. Ein Regal wild bepackt mit eingefetteten Radkappen, rostigen Auspuffen, Autobatterien, staubigen Stoßdämpfern, verschiedenen Antennen und einer Nockenwelle. Ich erkannte auch ein paar Motorradteile. Alles nichts, dachte ich, obwohl ich nicht eigentlich wusste, was ich suchte, alles nichts. Der Raum hinter der schweren Metalltür war sehr warm und roch nach Öl, für mich völlig uninteressant, ich schloss sofort wieder die Tür. Im nächsten Raum roch es nach Erde. Ich schaltete das Licht ein und erkannte als erstes eine Kiste aus derben Latten, bis oben voll mit frischen Kartoffeln. Hier standen die elektrischen Gartengeräte: Kettensäge, Rasenmäher, Heckenschere. Eine Axt, ein rostiger Spaten, ein Berg von Jutesäcken, ein Stapel Altpapier, Gummistiefel in verschiedenen Farben und Größen, säuberlich zu Paaren zusammengestellt, mit den Spitzen zur Wand. Alles nichts. Ich ging nochmal in den Raum mit den Autoteilen. Das war es nicht, was sollte ich mit Werkzeug oder Autoteilen. Neben der Werkbank stand eine große, schwer beschädigte Metallkiste auf dem Boden, die ich vorhin übersehen hatte. Ich öffnete sie: ein Keilriemen, ein Fahrradschlauch. Ich hielt einen Moment inne. Fahrradschlauch? Schneeketten, ein kaputter Cassettenrecorder, ein Stück

Abwasserschlauch für die Waschmaschine, etwa einen Meter lang. Na also, dachte ich, am Schluss findet man immer, was man braucht, wieso immer erst am Schluss.

Als ich meinen Briefkasten Öffnete, fiel mir ein wattierter Umschlag entgegen. Poststempel aus Köln. Es war eine Cassette von Anna, dasselbe Piano solo, das sie mir im Zug zu hören gegeben hatte.

S I E B E N

In der Nymphenburger Straße sitzt eine Autovermietung neben der anderen, die blau-weiße, die rot-weiße, die seriöse dottergelb-schwarze und die etwas billige zitronengelb-schwarze, und dazwischen und daneben mehr als eine Handvoll kleinerer Autovermieter, die sich keine eigene Kennfarbe leisten können. Sie sitzen so dicht beieinander, dass man denken könnte, irgendwann einmal sei der Rotkreuzplatz als Standort des neuen Flughafens in der Diskussion gewesen.

Ich hatte mich mit der U-Bahn-Station verschätzt und war zu früh ausgestiegen, hatte beim Aussteigen die Orientierung verloren und den falschen Ausgang gewählt und lief nun die Nymphenburger Straße vom Löwenbräukeller stadtauswärts. Wieder empfand ich dasselbe gierige Frohlocken wie am vorigen Freitag nachmittag, dieses Endlich-Gehts-Los, und hatte es ziemlich eilig, zu den Autovermietern zu kommen, Vertrag unterschrieben und ab die Post! Bäume in Herbstgold vor den Häusern und am Straßenrand erzeugten die Illusion einer ländlichen Allee, wäre nicht der Motorenlärm einer Ausfallstraße hinzugekommen. Drei Männer vor einer Ausfahrt, jedem war mit Heftpflaster eine weiße Mullbinde über dem Auge festgeklebt. Eine Negerin im Dirndl schimpfte heftig mit einem kleinen Negerjungen, der diese Männer unge- niert anstarrte. Erstaunlich viele Radfahrer fuhren erstaunlich schnell und fast unhörbar auf dem Radweg an

den Passanten vorbei, und diejenigen, für die auf dem Radweg kein Platz war, sei es weil sie noch schneller waren als all die anderen, sei es weil sie in Gegenrichtung fuhren, schlängelten sich blitzschnell und lautlos zwischen den Fußgängern durch, so eng, dass ich befürchtete, sie könnten mit dem Bremshebel oder der Lenkstange an meinem Ärmel hängenbleiben und stürzen, oder - schlimmer noch - mich zu Boden reißen.

Ich überholte einen rollstuhlähnlichen Wagen, von einem Schlafsack bedeckt, unter dem der bebrillte Kopf eines dreißig- bis vierzigjährigen Mannes hervorschautete. Die seltsame Verrenkung des Kopfes ließ vermuten, dass der Mensch weder Arme noch Beine besaß, aber der Schlafsack, dick und aufgeplustert, konnte genausogut einen mit allen Gliedmaßen versehenen Körper bedecken. Der Kopf sprach mit dem Mann, der den Wagen schob, und sah ihn dabei aus klaren Augen an. Zwar behinderte die vorgefallene Zunge das Sprechen, und doch hatte man den Eindruck eines weitgehend ungehinderten freundschaftlichen Gesprächs zwischen zwei guten Bekannten. Wahrscheinlich erlebte er alles bei vollkommen klarem Bewusstsein, und außer den Gliedmaßen und der Beweglichkeit der Zunge fehlte ihm nichts.

Jetzt auf der anderen Straßenseite die Leuchtreklame des ersten Autovermieters. Beim Rüberwechseln ein flüchtiger Blick ins Unendliche, die Straße wie ein grauer Keil in den Föhhimmel gebohrt, am Ende ein dunstiges Jugendstilhaus, gelegentlich kurze Blicke zwischen zwei Häusern hindurch auf ein melodramatisches Rot an der Unterkante des Himmels. Ich besuchte die

Vermieter in der Reihenfolge ihres Erscheinens, und zwar nur die mit Kennfarbe. Erlesene Innenarchitektur, außer beim ersten, einmal erkannte ich das Firmenlogo im Muster des Teppichbodens wieder. Die uniformierten feinen Damen und netten Herren wirkten so einschüchternd, dass ich mich mit meinem alten Lodenmantel reichlich deplatziert fühlte. Ich wurde aber mit derselben eilfertigen Beflissenheit bedient wie der ältere Herr mit dem weißen Wollschal, der zufällig neben mir stand und seine Kreditkarte über den Tresen schob. Für das Wochenende boten sie alle einen günstigen Pauschal tariff an, der entweder unbegrenzt viele oder zumindest mehr als genug Kilometer einschloss, beginnend bei etwa hundert Mark für ein Auto der untersten Kategorie, was tatsächlich erschwinglich war. Wunderbar, dachte ich, nachdem ich mir diesen Überblick verschafft hatte, dann miete ich sofort und kann heute Abend noch ein bisschen spazierenfahren.

Ich ging zur Kennfarbe meines Vertrauens und wurde von einer jungen uniformierten Dame in bestem Amerikanisch angesprochen: Good afternoon, sir. Can I help you? Am Revers trug sie ein Namensschild, dem ich entnahm, dass ich es mit Frl. Buslmair zu tun hatte. Halb Deutsch, halb Amerikanisch fragte ich, ob sie auch Deutsch spreche. Was sie bejahte. Ich trug mein Ansinnen vor und wurde diskret ausgelacht. Das Wochenende im Sinne ihres Tarifes begann nämlich bereits am Freitag um zwölf Uhr, und nun - Frl. Buslmair sah demonstrativ auf ihre Armbanduhr - es sei inzwischen fast halb fünf. Und um diese Zeit sind gewöhnlich alle Wagen ausge-

bucht, vor allem in den einfacheren Kategorien. Sie lächelte wie eine Dose Magerquark. Ich bedankte mich und ging zur Konkurrenz.

Die Antwort daselbst war ähnlich niederschmetternd. Sie kuckte an ihrer Organisationswand entlang: Lediglich einen 190er konnte man mir noch anbieten, natürlich ein erheblich besseres Auto, kostete auch das Doppelte von dem, was ich mir vorgestellt hatte. Schluckte wahrscheinlich auch mehr, fiel mir sofort ein, ach du Schande, ans Tanken hatte ich sowieso noch nicht gedacht. Ich hatte noch knapp vierhundert Mark dabei. Wieviel frisst denn der? Wusste sie nicht, musste ihren Kollegen fragen. Der tat sehr kompetent und antwortete: Jaa ..., also das kann man nicht so ohne weiteres sagen, kommt drauf an, ob Sie ihn mehr im Stadtverkehr oder auf der Autobahn benutzen, also das hängt von Ihnen ab, aber wohl kaum unter sechs, oder fünf? Je nachdem, ob Sie ständig Höchstgeschwindigkeit oder Stop-And-Go fahren, also ich würde mal sagen, mehr als elf, zwölf Liter dürfte er auf keinen Fall schlucken, oder?

Seine Kollegin war beeindruckt. Ich dankte und ging zur nächsten Tankstelle. Sie hatten verwirrend viele Benzinpreise angeschlagen. Ich entschied mich für den höchsten Literpreis und rechnete. Wenn er zwischen fünf und zwölf Litern pro hundert Kilometer schluckte, im arithmetischen Mittel also achteinhalb, und wenn der Liter einsvierzehn kostete, dann musste das Benzin für hundert Kilometer so in etwa zehn Mark kosten, wenn ich mich nicht verschätzt hatte. Sechshundert Kilometer von

München nach Köln, plus sechshundert zurück, demnach in etwa 120 Mark. Und außerdem brauchte man was zu essen, und außerdem zwei, drei Biere, es war sicher nicht falsch, die 120 Mark auf 150 aufzurunden. Ich zählte mein Geld nach: 380 in Scheinen, die Münzen ignorierte ich, die waren für Zigaretten und Telefon. Also durfte die Miete maximal 230 kosten. Da sie nur zweihundert verlangten, war ja alles in Butter.

Ich ging zurück zum Autovermieter und ließ den 190er buchen. Ein umfangreiches Formular wurde ausgefüllt, ich schob Führerschein und Personalausweis übern Tresen, damit sie alles abschreiben konnte. Zusatzversicherung? fragte sie. Ich sagte nein. Sie hinterlegen dann bitte fünfhundert als Kaution, die Differenz zu Ihren Gunsten wird Ihnen bei Rückgabe des Wagens ausbezahlt. Ich erstarrte. Damit hatte ich nicht gerechnet. Das geht nicht, stotterte ich, die Kaution ist zu hoch. Doch, sagte sie, nur bei den Wagen der einfacheren Kategorien sind es vierhundert, in dieser Kategorie aber fünfhundert. Nee, so meinte ich das nicht, wird schon stimmen, ich meinte, ich kann keine fünfhundert hinterlegen, als Kaution, meine ich. Sie zerriss energisch das Formular und sah mich an wie ein Wesen von einem scheckkartenlosen Stern.

Ich ging nochmal zur anderen Konkurrenz, ich fragte nach dem billigsten Wochenend-Auto, das noch zu haben war, und fragte nach der Kaution. Vierhundert. Es war aussichtslos. Ich ging zu den Autovermietern ohne Kennfarben. Sie hatten noch Wagen aus der billigsten

Kategorie, aber unter vierhundert Mark Kaution lief gar nichts.

Das Problem war deutlich: Ich brauchte noch mindestens zweihundert, am liebsten aber vierhundert Mark, und zwar sehr schnell. Nämlich sofort. Mir fiel aber so schnell niemand ein, der sie mir leihen würde. Hedi vielleicht. Ich rief sie an und erklärte ihr, nicht ganz wahrheitsgemäß, meine Lage. Ich glaube nicht, sagte sie, aber warte mal, ich muss eben noch was nachkucken. Und legte den Hörer weg. Nach einer Weile erklärte sie mir, sie könne den Betrag zusammenkriegen, indem sie für mich ihr Konto überzog. Sie hatte allerdings nicht bedacht, dass morgen Samstag war, sie also nicht zur Bank gehen konnte. Aber ich dachte daran, und fragte, ob sie Euros habe. Negativ.

Ich rief Pete an. Er verfluchte meine verdammte Unfähigkeit. Und jetzt, sagte Pete, ich will die Tour auf keinen Fall abblasen. Ich flehte Pete förmlich an, seinen Wagen herzugeben. In bar hab ich es nicht, aber ich zahle dir tausend. In Ware, meinte ich, aber sowas durfte man ja nicht aussprechen. Pete verstand trotzdem, lehnte aber ab. Meine Karre, die läuft höchstens noch zweitausend, wahrscheinlich aber nur fünfhundert, mit der geht es wirklich nicht. Ob er sich denn nirgendwo ein besseres Auto leihen könne. Petes Antwort war mir unverständlich, vermutlich ein erlesener englischer Fluch. Und wenn ich auf zweitausend erhöhe?

Zweitausend war okay. Da wollte Pete sich mal umsehen.

S E C H S

Ich hatte keine Ahnung, wann Pete losfahren wollte, stand deswegen so früh auf wie an einem normalen Arbeitstag. Während des Frühstücks machte ich eine Liste. Anschließend durchsuchte ich die Gerümpelkammer, fand aber nur den Schlafsack, keines der anderen Dinge, die wir notwendig brauchten und von denen ich sicher war, dass ich sie hier aufbewahrt hatte. Was das schwarze Klebeband anbetraf, wusste ich nicht mehr genau, ob die Rolle nicht schon längst aufgebraucht war, und weißes Klebeband hatte ich garantiert nicht. Wer weiß, wofür es gut ist, dachte ich, und bevor der Laden zumacht, und ging schnell runter in das Schreibwarengeschäft und erwarb je eine schmale Rolle starken selbstklebenden Gewebebands, die eine in Schwarz, die andere in Weiß.

Meine Fresse, die Gerümpelkammer! Hätte schon längst einmal aufgeräumt werden müssen, und heute zeigte das Schicksal mit dem Finger drauf, um zu signalisieren, dass das Aufräumen heute zu geschehen hatte. Ich öffnete so ziemlich alle maroden Kartons, wühlte mich durch volle Kästen, und sichtete die Inhalte der alten Kaffeedosen und Schuhkartons. Mit einem breiten Filzstift beschriftete ich die Kartons, klebte Adressfelder auf die Kaffeedosen und beschriftete sie ebenfalls, mit einem weniger breiten Filzstift. Ich packte dieses von hier nach dort, stellte jenes von dort nach hier. Ich trennte mich schweren Herzens von altem Geschirr und

einigen unsinnig gewordenen Ersatzteilen für ein Fahrrad, das ich seit Jahren nicht mehr besaß. Ich bildete einen Haufen von Müll und Schrott, und stellte den Rest in möglicherweise sinnvollen Gruppen in die Regale zurück.

Dann ging das Telefon: Pete hatte ein Auto, solide genug, um uns hin und zurück zu bringen. Gegen drei Uhr am Nachmittag wollte er mich abholen. Ich wurde ein bißchen hektisch. Die Flasche hatte sich gefunden, die Sammlung der Sektkorken war wieder aufgetaucht, von denen ich die meisten zum Abfall gab, bis auf zwei aus Plastik, die wir brauchten, aber Schrauben fehlten noch. Ich schlug eine der alten Zeitungen auf und goss den Inhalt der mit *Schrauben* beschrifteten Kaffeedose darauf aus. Sie enthielt Nägel in verschiedenen Größen, Metallschrauben, Unterlegscheiben, Muttern und tatsächlich auch ein paar Holz- oder Blechschrauben, selbstschneidende jedenfalls. Das waren die richtigen, vier der kürzesten klaubte ich zusammen.

Um halb vier klingelte Pete. Über die Haussprechanlage bat ich mir zwei Minuten aus. Mach schnell, sagte Pete, ich steh im verschärften Halteverbot. Ich ging in die Küche, füllte die Flasche mit Wasser, stopfte Schrauben und Korken, das die Klebebänder und die Flasche in eine Plastiktüte. Als ich mit dem Schlafsack unterm Arm, dem Waschmaschinenschlauch und der Plastiktüte in der Hand meine Wohnungstür abschloss, fiel mir noch der Trichter ein. Also wieder aufgeschlossen, alles nochmal abgestellt, den Trichter gesucht, den ich glücklicherweise ziemlich bald fand und ebenfalls in

die Tüte steckte. Als ich etliche Minuten später auf die Straße trat, kam ich mir mit meinem Kram unter den Armen irgendwie komisch vor. Pete stand vor seinem roten Golf und winkte. Willst du umziehen, sagte er, indem er den Kofferraum öffnete. Ich dachte an Anna und wurde, glaube ich, rot.

Wir verpassten die Autobahn nach Stuttgart und mussten über Würzburg fahren, einigten uns, dass es keinen Unterschied mache. Bis Nürnberg machte ich Pete den Sinn meiner Utensilien plausibel. Ich wollte mich hinten im Auto unter dem Schlafsack verstecken. So ein Schlafsack ist von Natur aus dick und aufgebläht, man konnte nicht erkennen, wenn ein Mensch darunter lag. Wenn der Typ den Schlafsack sah, konnte Pete sagen, dass er im Wagen übernachtete. Und für sein Verbot von Waffen hatte ich einen Kompromiss erfunden, eine Waffe, die garantiert nicht tödlich war, aber garantiert hochwirksam. Deshalb die anderen Utensilien. Die Waffe wurde sicherheitshalber erst in Köln gebaut, man konnte ja nie wissen, bei einem Blick in unseren Kofferraum würde kein Mensch den Sinn der Einzelteile erraten. Als Pete mir seine Hochachtung aussprach, schwoll mir der Kamm, denn ich hatte das Gefühl, dass er es wirklich ernst meinte.

Mit Pete plaudern, das hieß über Frauen reden. Ich erfuhr zu meiner Überraschung, dass Pete, inzwischen fast dreißig, die süßen kleinen Minderjährigen satt hatte und seit über einem Jahr mit einer älteren Frau zusammen war, die ihn faszinierte, weil sie ihm intellektuell überlegen war. Sie, drei Jahre älter als er,

war leitende Angestellte in einer Bank und hatte eine kleine Tochter, die ihre Tage in einem Hort verbrachte, wenn sie nicht bei Pete war. Er konnte die Kleine gut leiden, sie mochte ihn auch, und sie malten zusammen oder gingen an die Isar oder in den Zoo. Pete hatte die Zeit für sowas, er war arbeitslos und wurde von seiner Freundin unterstützt, indem sie ihn dafür bezahlte, dass er die Kleine betreute.

So ergab es sich, dass wir darüber sprachen, was wir aus unseren Leben machen wollten. Pete sagte, er habe eigentlich nie angestrebt, bestimmte Dinge zu besitzen oder eine bestimmte Rolle einzunehmen, die ihm einiges Ansehen von den Stützen der Gesellschaft verschaffte. Weder Besitz noch Status, sagte Pete. Vielmehr stelle er sich als sein eigentliches Ziel eine bestimmte innere Haltung vor. Eine bestimmte innere Haltung, höhnte ich. Was soll man sich denn darunter vorstellen. Gehts vielleicht noch ein bisschen unkonkreter?

Pete schmunzelte, ohne sich von meinem Spott angegriffen zu zeigen. Wenn er ein Wort dafür hätte, würde er es benutzen, sagte er. In letzter Zeit falle ihm immer, wenn er daran dachte, der Anfang eines Videos ein, das er bei seiner Freundin gesehen hatte, mehrere Male inzwischen. Die müsse er mir erzählen.

Ganz am Anfang schiebt sich dieser fette Kerl ziellos durch die enge, schmutzige Wohnung, und man grübelt, was er da zu suchen hat. Die Kamera verfolgt den Mann auf jedem Schritt, wie er sich durch die kleinen Zimmer wälzt, ständig schnaubend, weil er ausschließlich durch die Nase atmet. Man sieht ihn in

Unterhemd. Er trägt schmale Hosenträger, die sich über seinem Bauch spannen, und er bewegt sich mit einer fast schon zeremoniellen Langsamkeit. Man merkt, dem Kerl ist jeder Schritt und jeder Handgriff eine Mühsal, weil er so fett ist wohl, aber einmal, wenn er sich mit dem Taschentuch die Stirn wischt, da kapiert man, dass es die Hitze ist, die ihm so zusetzt. Während alledem läuft irgendwo ein Plattenspieler, oder – dem Klang nach – ein altes Grammophon, das leiert eine Operettendarie oder so, eine reichlich schrille Sopranstimme trällert etwas Fürchterliches. Ein paar Mal bleibt die Platte hängen, kriegt sich aber wieder. Straßengeräusche: Autos hupen, Kinder streiten irgendwo, ein Hund schlägt an. Und der Kerl knetet sich durch die zwei Zimmer, man weiß noch immer nicht, sind das Hotelzimmer, ist der ein Einbrecher, ist das sein Apartment vielleicht, und was will der da. Und die ganze Zeit dieses Schnauben, die Lippen geschlossen, atmet er durch die Nase, und überhaupt fällt einem ganz allmählich auf, dass dieser Typ nicht die geringste Regung im Gesicht zeigt.

Jetzt zieht er eine Schublade auf und nimmt heraus: eine Pistole, eine kleine Schachtel und ein Halfter. Das hängt er sich mühsam über die Schulter, genauer: unter die Achsel, die anderen Sachen trägt er behutsam zu einem Tischchen, wo er sie ablegt. Das harte, trockene Geräusch der Pistole, und das leise Rappeln in der Schachtel, als er sie aufsetzt. Alles ganz langsam, und noch immer quetscht sich diese Arie aus dem Grammophon, elendig schrill zuweilen.

Der Typ öffnet die Schachtel, und das Geräusch man hört überdeutlich, die Schachtel ist aus Pappe. Dann nimmt er die Pistole hoch und lässt mit einem Klick das Magazin vorspringen, das er dann ganz heraus-zieht, Metall schleift auf Metall. Er legt die Waffe ab, wieder dieses schwere Pock, gibt das Magazin in die jetzt freie Hand und klickert mit seinen Wurstfingern in der Schachtel, nimmt etwas Kleines, Glänzendes heraus und drückt es in das Magazin.

Immer wieder klickert der Kerl in der Schachtel, lässt eine Kugel im Magazin einrasten, ganz bedächtig. In seinem Gesicht keine Regung, keine Spur von Angst, oder Rachsucht, oder dass er mit Spaß bei der Sache wäre, nichts, völlig unbewegt, wie in Trance. Die Platte mit der Arie hängt schon wieder, und diesmal scheinbar endgültig, sie hängt und bleibt hängen, immer wieder hört man dieselbe kleine Stelle aus der Melodie, denselben kurzen unverständlichen Ausschnitt aus dem Text, dann der Sprung, und wieder dieselbe Stelle, wirklich unsagbar schrill, wobei sich übrigens ein recht interessanter Rhythmus ergibt, und trotzdem nervig, so schrill wie diese Frauenstimme ist an dieser Stelle, noch schlimmer als die Arie ohnehin schon war, und die Platte hängt und bleibt hängen, bis man wirklich zerspringen will vor Ungeduld, weil man sich fragt, wann endlich der Banause, der die Platte aufgelegt hat, der Nadel den erlösenden kleinen Schubs geben wird, aber nichts geschieht, nur dass der Kerl behutsam und bedächtig eine Kugel nach der anderen ins Magazin drückt, ohne dabei Gesichtsausdruck zu zeigen, so

langsam, dass man mitzählen könnte, wenn einem nicht die Frauenstimme von der Platte den Nerv dafür rauben würde.

Der feiste Typ nimmt gerade die Pistole wieder hoch, da geht die Platte weiter, er schiebt das Magazin in den Handgriff der Pistole, gerade so weit, dass es von alleine steckenbleibt. Die Pistolenhand jetzt unbewegt, mit der freien Hand holt er aus, sehr weit holt er aus, übertrieben weit und langsam, so wie ein Zauberer, der bei seinem Publikum den Eindruck eines Kraftfelds zwischen seinen Händen wecken will, und mit enormer Wucht schlägt er dann das Magazin mit dem Handteller in den Pistolengriff. Das ist die einzige energische Bewegung, die man ihn während dieser ganzen Szene machen sieht.

Jetzt wiegt er die Pistole in der Hand, und man spürt, wie die Schwere des Metalls ihm wohltut, man ahnt auch, dass er ein erotisches Verhältnis zu seiner Waffe hegt, so liebevoll und zärtlich, wie er sie da in seiner Pranke schaukelt, als ob sie ein Goldhamster wäre.

Der Rest geht überraschend zügig: Pistole ins Schulterhalfter, Anzugjacke aus dem Schrank, Plattenspieler abgestellt, und die schräge Arie, die schon wieder hängt, verstummt.

Jetzt Schnitt, und er tritt vor das Haus, ganz ruhig, und schaut sich erstmal um, wie ein Tourist bei-
nah. Man staunt, dass der mit seiner Fresse sich so selbstverständlich auf die Straße traut. Man denkt auch an den Schauspieler dabei, wieviel Mut dazugehört, auf

der Bühne oder vor der Kamera zu stehen, zumal mit der Visage, und man kapiert, dieser Kerl ist wahrlich gut beieinander, gefährlich gut, und obwohl er ein echter Kotzbrocken ist, muss man ihn bewundern.

Der Rest des Films war weiter nicht der Rede wert, sagte Pete, ob ich verstehen konnte, was er mir mit dem Ausschnitt erzählen wollte. Aber so eine Fresse hast du doch gar nicht, sagte ich, und bist doch auch ganz hager. Nebensächlichkeiten. Wenn die mich irritierten, sollte ich sie ignorieren, sagte Pete, es bliebe immer noch der alles entscheidende Kern, das, worauf es ihm ankam. Das musste ich doch begreifen.

F Ü N F

Es war schon sehr spät geworden, wir würden bald Frankfurt erreichen. Schräge Sonne, lange Schatten, graue Wolken mit rosa Flanken, goldglänzender Asphalt, blitzende Windschutzscheiben des Gegenverkehrs, heruntergeklappte Sonnenblenden. Ich glaube, ich hatte ungefähr verstanden, welche innere Haltung Pete meinte. Ich hoffte nur, dass er an diesem Kerl nicht das Pokerface, sondern Distanz und Gleichmut schätzte.

Ich musste mal pinkeln. Pete war sauer, weil er meinte, das hätte ich doch wohl sehr gut in Würzburg erledigen können. Bei der nächsten Tankstelle fuhr er raus, und während er sinnlos nachtankte, ging ich auf die Toilette. Blausiegel Anti Baby Condom spermizid feucht doppelte Sicherheit durch samentötende Gleitbeschichtung 2 Stück DM 2,- Blausiegel Nonstop Spezial Gleitfilm mit Verzögerungseffekt (Langzeiteffekt) 2 Stück DM 2,- Blausiegel Honey Moon perlgrenoppt feucht mit feinen Perlnoppen 2 Stück DM 2,- HT Spezial Extra stark und super elastisch für Safer Sex 3 Condo extra stark DM 5,- FF Fromms Feuchtfilm 5 Condo doppelte Sicherheit DM 5,- Blausiegel Palette Auswahlortiment beliebter Markencondome 6 Stück DM 5,- Sex-Gags Jede Packung eine Überraschung DM 5,- Sicherheit für verwöhnte Ansprüche Markenpräservative zartgerippt leicht befeuchtet DM 2,- Ritex Action Box 2 Super Sex Feucht-Prickler + 1 Tube Genital-Creme DM 5,-

Genauso entgeistert bin ich schon als kleiner Junge vor den damals noch schmalen Automaten gestanden, die damals nur eine Sorte feilboten. So stand ich, heute wie damals, die stets ähnlichen Formulierungen buchstabierend, hochfein sicher zartfeucht gefühlsecht, um endlich dahinter zu kommen, was die diese Automaten verkauften, denn das es etwas Unanständiges war, stand fest, sonst würden sie draußen an den Häuserwänden hängen, nicht immer bloß auf den Klos. Gefühlsecht musste ja wohl bedeuten, dass diese Dinger irgendein Gefühl möglichst genau nachmachten, bloß welches.

Als ich zum Wagen zurückkam, saß auf meinem Platz ein Reh mit haselnussrotem Pagenkopf, den Rucksack zwischen den Knien. Seit ich selbst nicht mehr mit Autostop fuhr, hatte ich gedacht, diese Sorte wäre ausgestorben. Das Reh hieß Petra, und wir würden sie bis Köln mitnehmen, erklärte Pete und kippte seinen Sitz vor, damit ich auf der Rückbank Platz nehmen konnte.

Und weiter mit eingeschalteten Scheinwerfern. Petra machte Kleingespräch, aber Pete ging nur unkonzentriert darauf ein, ich antwortete überhaupt nicht, und Pete stellte bald darauf das Radio an. Das Mädchen, siebzehn Jahre alt, war allerliebste, aber ich wäre trotzdem lieber mit Pete alleine geblieben. Ich zog mich zurück und hing meinen Gedanken nach. Mir selbst schwebte im Grunde etwas Ähnliches vor wie Pete es beschrieben hatte, obwohl Petes Geschichte vielleicht zu viel Cowboy-Romantik anhaftete. Dann ein plötzlicher Einfall, eine Geschichte, die ich mit dem Vater eines

meiner Freunde erlebt hatte. Ich umarmte die Kopfstützen der beiden Vordersitze, reckte mich in den Zwischenraum und erzählte.

An der hinteren Wand des Wohnzimmers stand das Sofa. Darauf saß der Bär mit seinem wahnsinnsbreiten Arsch die Zierdecke knitterig und kuckte Fernseh. Der Lautstärke-Regler war bis zum Anschlag aufgedreht, denn der Bär hatte schlechte Ohren. Abgenutzt, nach all den Jahren, war sein knapper Kommentar dazu. Nie habe ich ihn jammern hören.

Der Bär hatte zwei Söhne. Der ältere war auf Lebenszeit bei der Bundeswehr, und der andere war total bescheuert. Das schien dem Bär nichts auszumachen, er hatte getan was er konnte, und er liebte sie beide gleichermaßen.

Die Frau vom Bär war vor acht Jahren gestorben. Damals war der Bär so traurig, dass er über ein Jahr lang weder Fernseh kuckte noch im Garten was machte. Eine neue Frau zu suchen, hatte er keine Lust, also ließ er es bleiben und lebte allein. Inzwischen hatte er sich vom Traurigsein erholt und glotzte wieder jeden Tag das volle Programm. Den völlig verkommenen Garten hatte er abgegeben, weil niemand mehr da war, der Erdbeermarmelade und Johannisbeerkompott kochte.

Immer wenn ich zu Besuch kam, war der Bär am Fernsehkucken. Weil er die Türklingel nie hörte, musste ich über den hinteren Balkon durchs Küchenfenster einsteigen, das meistens offenstand. In dringenden Fällen durfte man die Scheibe einschlagen, das störte den Bär nicht weiter, denn er hatte ein dickes Fell. Wenn ich

bei meinen Überraschungsbesuchen die Wohnzimmertür öffnete und plötzlich den Blick auf die Glotze verstellte, erschrak er nie. Er hob den Blick, er lächelte, er nickte kurz und winkte mir, ich sollte ihm aus der Sonne gehen. Ich grüßte ihn, er brummte freundlich, stand auf und kramte in seinen Schätzen nach etwas Eßbarem, das er mir anbot.

Ich hockte mich zu ihm, und wir kuckten gemeinsam auf die Flimmerbilder, knabberten und naschten von seinen Leckereien, und *Laß mir auch noch paar über und Mußtma dieda probiern* war das einzige, was wir sprachen. Bei Sendeschluss war der Bär längst eingeschlafen, ich deckte ihn zu und verließ leise die Wohnung. Den Fernseher ließ ich eingeschaltet, damit der Bär am nächsten Morgen mit Beginn des Vormittagsprogramms automatisch geweckt wurde und nichts verpasste.

Wenn ich heimging, erschien mir die Nacht immer besonders klar. Ich machte mir nichts aus Fernsehen, nichts aus Pralinen und Salzstangen. Aber nie waren die Nächte so klar, wie wenn ich vom Bären nach Hause ging. Ich fühlte mich leicht und ernst zugleich und hatte überhaupt keine Angst. Die Besuche beim Bären erneuerten die Gewissheit, mein Schicksal ist irgendwie egal, alles wird gut.

Kenn ich, sagte Pete, super Sache. Ich war mir nicht sicher, ob er wirklich irgendwas verstanden hatte. Wir schwiegen eine Weile. Das Dumme ist nur, sagte Pete, ich meine, es ist toll, dass es solche Menschen gibt, aber auf Dauer - ich weiß nicht. Es war kein Ding von Dauer, sagte ich.

Als ich den Bär das letzte Mal besuchte, blickte er nicht auf und winkte nicht. Ich grüßte, und er brummte nicht zurück. Ich stieß ihm in die Rippen, und er rührte sich nicht. Ich legte meinen Kopf auf seine Brust, um seinen Herzschlag zu hören, aber ich fühlte bloß, dass seine Brust kalt war, und ich hörte nichts.

Ich rief die beiden Söhne an und sagte ihnen, dass ihr Vater tot war. Wir begruben ihn und heulten, bis uns die Rippen wehtaten. Der bescheuerte Sohn stützte mich, und ich stützte ihn. Sogar der Sohn von der Bundeswehr heulte.

Die beiden Söhne wollten, dass ich den Fernseher bekam, denn sie selber hatten schon einen. Ich sagte nicht Nein, obwohl ich die Kiste nicht haben wollte, weil ich zu der Zeit Fernsehverweigerer war. Ich stellte ihn in meinem Zimmer auf, bis ich beim Anblick der matten olivgrauen Scheibe nicht mehr heulen musste, dann schenkte ich ihn weiter, ließ mir die Haare schneiden und stellte mein Zimmer um.

I see, sagte Pete. Petra, das Reh, warf mir einen flüchtigen Blick zu, als ob sie prüfen wollte, ob ich noch ganz dicht war oder ob wir sie verscheißerten. Und wieder trat Schweigen ein. Nur dass Pete noch mehrmals sein *I see* wiederholte, in immer größeren Abständen. Petra zog eine Illustrierte aus dem Rucksack, stellte aber sofort fest, dass es absolut zu dunkel war, um auch nur die Überschriften zu lesen, und fragte, ob Pete für sie Licht machte. Pete verneinte.

Etwas eine Stunde später erreichten wir einen Kreisverkehr, passierten das Ortseingangsschild von Köln und

folgten für eine Zigarettenlänge einer geraden Straße stadteinwärts. Ich wechselte ständig meine Sitzhaltung, um nach allen vier Richtungen aus den Fenstern sehen zu können, hatte jedoch den Eindruck, dass ich in dieser Gegend bislang nicht gewesen war. Anfangs standen die Schattenrisse hoher Bäume gegen den milchigen Großstadthimmel, bald gab es nur noch erleuchtete Schaufenster und die Neonschilder der zahlreichen Spielsalons und Kneipen. Als wir uns einem Stadttor näherten, meldete sich das Mädchen: Hinter der nächsten Ampel, da auf dem Platz, da will mich raus.

Pete rumpelte über eine Bordsteinkante und stoppte, fragte sie, ob wir sie eventuell noch ein Stück mitnehmen könnten. Sie aber wusste noch nicht, in welche Jugendherberge oder Pension sie gehen würde, hatte aber in ihrer Stadtilustrierten die Adressen angestrichen, bei denen sie zunächst anrufen musste. Auf der anderen Straßenseite, direkt vor dem Stadttor, standen zwei Reihen von Telefonzellen. Okay, sagte Pete und wies mit der Hand auf die gelben Häuschen, wenn du schnell machst, warten wir auf dich. Sie blätterte flüchtig durch die Illustrierte, wobei Pete ihr sehr interessiert zukuckte, schlug dann die ganze Illustrierte um, so dass eine kleingedruckte Seite mit ihren Anstreichungen obenauf lag, und ging rüber zu den Zellen.

Pete zog die Warnblinkanlage. Ich sah auf die Uhr im Armaturenbrett. Bis zum Termin hatten wir nur noch zwei knappe Stunden Zeit. Wir müssen die Kleine jetzt loswerden, sagte ich, sonst wird es eng. Warte mal, bis wir wissen, wohin sie will, sagte Pete. Wenns bei uns

am Weg liegt, verlieren wir doch keine Zeit. Wie gut kennst du dich eigentlich hier aus, fragte ich. Ist dir schon klar, wie wir zu Susi's Café kommen?

Er hatte vor zwei Jahren einen alten Kumpel hier besucht, kurz nach dessen Umzug. Da hatte er einen Teil der Stadt flüchtig kennengelernt. Aber den Weg zu unserem Treffpunkt kannte er nicht. Er wusste nichtmal die Adresse, sondern fragte mich danach. Natürlich hätte ich schnell in meinem Notizbuch nachschlagen können, aber Pete sollte nicht erfahren, dass ich Aufzeichnungen gemacht hatte, darum sagte ich Nein. Kein Problem, ich leih mir die Illustrierte von der Kleinen, sagte Pete und ging rüber zu den Telefonzellen auf der anderen Straßenseite.

Ich konnte ihn eine Zeit lang nicht sehen. Dann kam er mit der Zeitung in der Hand zwischen den Zellen hervor und ging zu einem der Taxen, die neben den Zellen standen, und beugte sich hinein. Dann zeigte er mit dem freien Arm auf eine der Straßen, die von diesem Platz abgingen, dann auf eine andere, richtete sich schließlich wieder auf, schlug die Tür zu und winkte dem Fahrer. Das Mädchen lief, von den Zellen kommend, auf ihn zu, die beiden sprachen eine Weile, kamen dann zusammen her. Sie musste nach Deutz, das war auf der anderen Rheinseite, und unser Treffpunkt war hier irgendwo in der Nähe, wusste Pete, während er ihren Rucksack herausnahm.

Ich stieg aus, um mich nach vorne zu setzen. Pete umarmte die Kleine, sie gab mir einen flüchtigen Kuss und ließ ein enormes Lächeln blitzen. Eigentlich scha-

de, dass ich sie die ganze Zeit völlig übergangen hatte. Aber schließlich waren wir geschäftlich unterwegs, und so gesehen war sie jetzt schon ein Mitwisser zu viel, mehr war auf keinen Fall für sie drin. Ist sicher besser, dass wir sie jetzt los sind, sagte ich.

Wir umrundeten das Stadttor und bogen dann in eine schmale Nebenstraße ab, fuhren an einer Kirche vorbei, kamen zu einem Parkplatz, der offenbar zu einem Supermarkt gehörte, Pete bog ab, zeigte dann auf eine hell angestrahlte Fassade. Das muss es sein, sagte er. Das riesige Fenster des Lokals, gardinenlos, Blick in einen sehr hellen Raum, weiß gestrichen die Wände, überall kleine Halogenlampen. Im Fenster, gebogen aus roten Leuchtstoffröhren, der Schriftzug: *Zoozie's Café*. Das musste es ein. Klar.

V I E R

Pete war begeistert. Das sei ja schnell gegangen, sagte er, schnell und einfach. Ich antwortete nicht. Er lachte zufrieden, ahnungslos anscheinend. Mit hektischem Kopf überflog ich alle Situationen, in denen wir den Namen des Treffpunkts erwähnt hatten, konnte mich jedoch nicht darauf besinnen, dass wir uns je über seine Schreibweise verständigt hätten. Ich befürchtete, damals im falschen Lokal gewesen zu sein, konnte mir aber nicht erklären, wieso Sedelmaier sich ebenfalls in dieses Lokal verirrt hatte. Wahrscheinlich hatte Pete für heute einen anderen Treffpunkt vereinbart, als er den Zehntausend-Lungen-Mann ein zweites Mal anrief. Ich wagte aber nicht, Pete danach zu fragen.

Pete bog viermal hintereinander rechts ab, fuhr erneut an Zoozie's Café vorbei, bog anschließend mehrmals nacheinander links ab, wurde von einer Einbahnstraßen-Regelung auf eine Hauptverkehrsstraße gezwungen, die er bei nächster Gelegenheit wieder verließ, kreuzte ein paar Straßen dieses Viertels, fuhr dann wieder mehrere Male dreimal rechts und dreimal links, bis wohl auch ihm nicht mehr klar war, wo wir uns befanden.

Ich fragte Pete, warum er so dermaßen ziellos umherfuhr. Er erklärte, dass er eine geeignete Location suche. Geeignete Location? Na für die Übergabe. Pete genervt. Wir standen bei einem Hinweisschild, dem ich

entnahm, dass Fußballspielen auf den städtischen Grünflächen verboten war, nahe bei dem Eingang zu einem Park. Auf der anderen Straßenseite eine Zeile von Gründerzeit-Häusern, die mit ihren hohen Fenstern sehr anheimelnd wirkten.

Was wir hier machten, in diesem Park, fragte ich. Pete zog den Autoschlüssel und hielt ihn mir hin. Ich hatte keine Idee, warum nun plötzlich ich fahren sollte, schließlich kannte ich mich nicht besser aus als er. Pete jaulte, erneut genervt. Wir dankten dem Schicksal, sprach er feierlich, das uns zu diesem Park geführt hatte, in dem es mit einiger Sicherheit auch einen Kinderspielplatz geben würde. Dabei dehnte er das Wort *Kin-der-spiel-platz*.

Ich ergriff den Schlüssel. Okay, ich war auf der Leitung gestanden, die ganze Zeit. Öffnete den Kofferraum und entnahm den Waschmaschinenschlauch und die Plastiktüte. Setzte mich wieder rein und stopfte einen Korken in ein Ende des Schlauchs. Als ich die erste Holzschraube in der Hand hielt, fiel mir auf, dass ich einen Schraubendreher brauchte. Ich fragte Pete, ob er einen habe. Pete sah mich durchdringend an und atmete gedehnt durch die Nase aus. Ich führte vor, dass es unmöglich war, die Schraube mit der bloßen Hand durch den Schlauch in den Korken zu drehen.

Petes Vorschlag: im Bordwerkzeug nach einem Schraubendreher suchen. Im Kofferraum fanden wir aber nur Verbandskasten und Warndreieck. Pete öffnete die Motorhaube. Ich sah ihm über die Schulter. Wieder nichts. Unter den Sitzen? Wir tasteten die Unterkante unserer

Sitze ab. Es gab ein Rad, mit dem man die Rückenlehne verstellte, einen Griff, den man anziehen musste, um den Sitz vor- und zurückschieben zu können. Unterhalb des Rades, das für die Lehne zuständig war, entdeckte ich einen kleinen Hebel, der sich jedoch nicht bewegen ließ. Ich stieg aus, kauerte mich auf den Bordstein, um das blöde Ding genauer anzusehen. Schlechtes Licht, ich leuchtete mit dem Feuerzeug, gelangte zu der Überzeugung, dass es wahrscheinlich der richtige Hebel war, konnte aber nicht erkennen, in welche Richtung er bewegt werden musste. Auf Petes Seite plötzlich ein kleines metallisches Klicken, und schon lehnte der gesamte Fahrersitz auf dem Steuerrad. Pete warf ein dunkles Bündel auf meinen Sitz, das mit einem schwarzen Band verknotet war. Ich öffnete es. Darin tatsächlich allerhand Werkzeug, auch ein Schraubendreher. Mit dem Schlauch über den Knien versuchte ich nun, die Schraube endgültig reinzudrehen, aber die Spitze des Schraubendrehers rutschte ständig ab. Es war ein Kreuzschlitz-Schraubendreher, meine Schraube aber hatte einen ganz normalen Langschlitz.

Heilige Scheiße, sagte ich und ließ die Schultern hängen, die Außerirdischen lieben und nicht. Pete verlangte den Schraubendreher, zog mit einem heftigen Ruck die metallene Stange aus dem Griff, setzte sie andersrum wieder ein, und oh Wunder, diesmal funktionierte der Schraubendreher.

Ich würgte zwei Schrauben in das Ende des Schlauchs, so dass sie den Korken hielten. Steckte mir den Schlauch in den Hosenbund, so war er im Hosenbein gut

verborgen, während oben nur etwa zwei Handbreit herauskuckten, die von der Jacke gut verdeckt waren, nahm die Plastiktüte und ging, keineswegs zuversichtlich, in den Park, um den versprochenen Spielplatz zu suchen. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, dass der ganze Park höchstens die Größe eines Häuserblocks hatte. Mit etwas Glück würde ich nicht allzu lange umherirren müssen. Bänke und ein paar steinerne Tischtennisplatten, von Laub bedeckt, ein Rosengarten, ein tanzender Bär. Schon stand ich zwischen Recycling-Containern am gegenüberliegenden Ende des Parks. Ich kehrte um, nahm einen Weg, der mich an der anderen Flanke des Parks entlangführte. Blick über eine breite Straße, hinter den hohen Lagerhäusern einer Spedition glitzerte der Rhein. Eine Bank unter einer Laterne, darauf ein Mann mit Wollmütze und dickem Mantel, der im Schein der Laterne Zeitung las, am Fuß der Bank eine zur Hälfte geleerte Dreiliterflasche mit dunklem Wein. Ich fragte ihn, ob es in diesem Park einen Kinderspielplatz gebe. Eine Armbewegung, als ob er eine Fliege verscheuchte. Wenig später ein Klettergerüst, eine Rutschbahn, und Sand unter meinen Füßen.

Ich steckte den Trichter in das offene Ende des Schlauchs und gab eine Handvoll Sand in den Trichter, aber der Sand war feucht und klumpig und rieselte nicht, wie er sollte. Ich spülte ihn mit einem Schluck Wasser aus der Flasche durch den Trichter. Das Wasser tröpfelte am unteren Ende wieder heraus. Ich spülte eine zweite Portion Sand in den Schlauch und musste diesmal etwas länger warten, bis das überschüssige

Wasser unten herauskam. Auf diese Weise füllte ich den ganzen Schlauch, nach jeder Portion sorgfältig beobachtend, ob alles Wasser abgelaufen war. Ich hatte das Gefühl, dass die ganze Prozedur Stunden dauerte, aber der Schlauch durfte auf keinen Fall mit Wasser gefüllt sein, sondern ausschließlich mit feuchtem Sand. Endlich floss der Trichter über. Ich stopfte das obere Ende des Schlauchs mit dem blanken Finger, scharrte ein wenig an der Stelle, wo meine Tätigkeit Spuren im Sandkasten hinterlassen hatte, und steckte den Schlauch wieder in den Hosenbund.

Als ich aus dem Park trat, war unser Wagen mitsamt Pete verschwunden. Ich lehnte mich an die Tür eines geparkten Autos, rauchte und wartete. Laute Musik, Stimmengewirr, Gelächter aus einem Haus, ein offenes Fenster, an der Zimmerdecke das rhythmische Zucken verschiedenfarbigen Lichts. Jemand trat ans Fenster und warf eine Zigarettenkippe hinaus. Ich suchte die Straße nach der hageren Silhouette von Pete ab, aber vergebens.

Ist das Ihr Wagen? So langsam und leise, dass ich ihn nicht hatte hören können, war ein Streifenwagen von hinten herangerollt. Der Fahrer telefonierte, der andere leuchtete mir vom Beifahrersitz aus mit einer starken Taschenlampe ins Gesicht. Ich rührte mich nicht. Er stieg aus und forderte mich auf, mich drei Schritte vom Auto zu entfernen, an das ich noch immer angelehnt stand. Er beleuchtete die Gummiwülste der Fensterscheiben, tastete sie ab, untersuchte den Türgriff. Dann wollte er einen Blick in meine Tüte werfen,

die ich ihm zögernd hinhielt. Er entnahm die Flasche, öffnete sie, roch zunächst am Verschluss, dann am Hals. Besah den Trichter, an dem etwas feuchter Sand klebte, stülpte schließlich die Tüte um, so das der Korken, das Klebeband und die verbliebenen Schrauben herausfielen. Im Schein seiner Taschenlampe sammelte er alles wieder ein und gab mir die Tüte zurück.

Wozu ich das brauchte, fragte er. Och, sagte ich. Er sah mich forschend an. Jedenfalls ganz bestimmt nicht zum Autoknacken. Er leuchtete mich echt interessiert von oben bis unten ab. Ich hatte den Kram verliehen, behauptete ich, und würde gleich abgeholt.

Er wandte sich wieder dem Auto zu, prüfte den Tankverschluss, kontrollierte alle vier Reifen, tastete auch auf der anderen Wagenseite die Fensterwülste ab. Ausgerechnet jetzt kam Pete, sah den Streifenwagen, und gab nochmal behutsam Gas. Alles in Ordnung, sagte der Bulle, es wurden im letzten halben Jahr in dieser Gegend an die fünfzig Autos aufgebrochen. Bitte haben Sie Verständnis und entschuldigen Sie die Störung. Ich grinste verlegen und langte vorsichtig nach dem Schlauch, der gefährlich ins Rutschen gekommen war.

Pete war es langweilig geworden, darum hatte er sich auf die Suche nach einer geeigneten Location gemacht. Und hatte verblüffend nahe bei diesem Park einen völlig leeren Parkplatz entdeckt, Zufahrt nur für Bedienstete des oder der, er hatte es vergessen, irgendein Amt war das. Er fuhr mich hin, damit ich mich von seiner Wahl überzeugen konnte. Es war ein Platz vor einem pompösen, alten Gebäude, von hohen Bäumen umstanden. Ich stieg

aus und prüfte, ob man von den benachbarten Häusern auf diesen Platz sehen konnte, aber die Bäume trugen noch genug Laub, so dass wirklich nichts zu befürchten war. Auf der Freitreppe schraubte ich den zweiten Korken in den Schlauch. Dann riss ich kleine Stücke von den Klebebändern, dem weißen und dem schwarzen, und textete die Nummernschilder unseres Wagens um. Aus dem M machte ich ein H, und eine 8 verwandelte ich eine 3. Pete war beeindruckt und zollte mir offene Bewunderung. Wenn man nicht direkt vor dem Wagen stand und nicht total genau hinsah, würde man es nicht bemerken, zumal bei dieser Dunkelheit. Er kam noch auf die Idee, die Glühbirne aus der Beleuchtung herauszunehmen. Die Begegnung mit den Bullen von vorhin sei ein gutes Omen, meinte Pete, wir würden heute wohl nicht noch einmal mit denen zu tun bekommen. Der Zufall hat kein Gedächtnis, entgegnete ich.

Pete hatte offenbar während seiner Exkursion einige Ortskenntnis erworben und schien über einen ausgeprägten Orientierungssinn zu verfügen. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, er sei, trotz der verzwickten Einbahnstraßen, die Ideallinie zwischen unserer Location und Zoozie's Café gefahren. Er glaube, sich gut genug auszukennen, sagte er, es könne gerne losgehn.

Wir hatten noch fast eine halbe Stunde Zeit, und wir dachten, dass wir Hunger bekommen würden, wenn es abgewickelt war. Also beschlossen wir, schnell noch etwas zu essen. Pete hatte da schon etwas Passendes ausgemacht. Fuhr ruckzuck um zwei oder drei Ecken zu einem griechischen Schnellimbiss. Eine Matrone, die von

einigen Gästen *Mamma* genannt wurde, scheuchte zwei hagere Mädchen und bediente die zahlreichen Gäste, die in langer Schlange standen. Wir reihten uns ein und mussten grinsen, als ein Polizist bei der *Mamma* zwei Gyros Pitta bestellte. Als er sich mit den beiden aluverpackten Bündeln auf dem Arm zum Gehen wandte, erkannte er mich wieder und wünschte feixend Guten Appetit. Pete verlangte ebenfalls ein Gyros Pitta. Und der Junge?, fragte die *Mamma*.

D R E I

Für die lange Zeit, während der ich mich, auf dem Rücksitz, unter dem Schlafsack verborgen, nicht rühren durfte, musste ich eine bequeme Lage finden. Ich versuchte es zunächst auf dem Rücken, die Füße auf dem Sitz, der Oberkörper hinter dem Beifahrer, aber der Rücksitz war so kurz, ich musste meine Knie sehr stark anwinkeln, so dass sie viel zu weit hochragten. Kein Schlafsack würde das glaubwürdig tarnen, wir verwarfen es sofort. Ich ließ die Beine vom Sitz herabhängen, so dass die Füße auf dem Boden standen. Diese Position, der Rücken so stark verdreht, das würde auf Dauer nicht zu ertragen sein. Ich legte mich auf die Seite und zog die Beine an. So war es durchaus bequem, ich ließ mich zur Probe zudecken. Pete fand, dass Schultern, Hüfte und die übereinanderliegenden Knie sich noch viel zu deutlich abzeichneten. Ob es vielleicht möglich war, mich flacher zu machen. Ich zog die untere Schulter nach hinten, bis ich mit dem Ohr auf dem Polster lag. Das dünne Plastik-Gewebe des Schlafsacks raschelte dabei erstaunlich laut. Pete fand das Kopfende gut getarnt, den Unterleib aber noch immer zu auffällig. Ich zog das obere Knie bis fast vor die Brust, so dass die Hüfte sich deutlich neigte. Pete stopfte den Schlafsack an verschiedenen Stellen neu und erklärte schließlich, dass es eine brauchbare, wirklich unauffällige Tarnung war.

Der Schlauch lag auf dem Boden. Pete fand das viel zu umständlich, er schätzte, ich würde mindestens zehn Sekunden brauchen, bis ich ihn benutzen könnte. Petes Arm rauschte an meinem Schlafsack entlang, Fingernägel kratzten am Bodenbelag. Seine Hand fuhr unter den Schlafsack und berührte mich am Arm und gab mir den Schlauch in die Hand. Ich zog ihn unter die Deckung.

Pete schlug einen Testlauf vor. Er würde sich auf den Beifahrersitz setzen. Ich sollte unter meiner Tarnung hervorkommen und einen Angriff beginnen. Pete würde das Geräusch meines Schlafsacks hören und versuchen zu fliehen. Ich sollte dem Fliehenden nachsetzen. So würden wir herausfinden, ob ich einen Fliehenden erwischen könnte.

Nun hielt ich den Schlauch in der linken Hand. Ich war mir aber sicher, das meine rechte genauer und kräftiger war. Darum gab ich unter der Deckung den Schlauch von links nach rechts. Der Schlafsack rauschte gewaltig. Pete stieg wie verabredet aus. Ich jedoch blieb liegen.

Was das sollte, fragte er verärgert. Ich erklärte, wartete, bis er sich wieder gesetzt hatte. Jetzt blieb ich eine Weile reglos liegen, damit der Angriff einen gewissen Überraschungseffekt bekam. Plötzliche Eingebung: ich musste als erstes die Türverriegelung drücken, das würde ihn einige Zeit kosten. Da ich den Stift am einfachsten mit rechts drücken konnte, hielt ich den Schlauch eigentlich schon wieder in der falschen Hand. Ich versuchte es trotzdem, es war ja nur eine Probe. Ich richtete mich auf und streckte die Hand

nach dem Stift, der Schlauch stieß an der Wagendecke an, meine Hand war zu hoch, erreichte nicht den Stift, ich hielt den Schlauch flacher, so dass er quer lag, streckte den Mittelfinger, kam nicht durch den engen Spalt zwischen Rückenlehne und Holm. Pete war inzwischen längst draußen und lachte sich eins.

Wir machten noch einen Versuch, diesmal also Schlauch links. Kleine Wartepause, aufrichten, Stift drücken, Schlauch in die andere Hand übergeben. Doing, tot, sagte ich und schlug leicht auf die Kopfstütze. Pete hatte inzwischen die Tür offen, weiter war er nicht gekommen. Als erstes fuhr Pete mich scharf an, ich solle diese blöden Witze lassen, gerade sol als ob ich ihn mit dem Schlauch getroffen hätte. Was stellst du dich an, ich hab dir doch gar nichts getan, auch keine Witze gemacht. Doing tot, doing tot, keifte Pete, darüber macht man keine Witze. Ich gab den Zerknirschten. Und doch fanden wir übereinstimmend, dass das ein erfolgreicher Testlauf gewesen sei.

In molliger Wärme und tiefer Dunkelheit wurde ich durch die Stadt gefahren. Einmal, als Pete heftig bremste, musste ich mich abstützen, weil ich sonst vom Sitz heruntergerollt wäre. Hände und Füße gerieten mir dabei aus der Deckung. Pete entschuldigte sich, jemand habe ihm die Vorfahrt genommen. Ich rollte mich wieder ein und verlangte von Pete, dass er beim Aussteigen nochmal kontrollierte, ob ich wirklich überall zugeeckt war. Ich hatte von da ab den Eindruck, dass er besonders behutsam und vorausschauend fuhr, damit ich nicht mehr allzusehr gebeutelt wurde.

Wenn wir nachher an der Location sein würden, wollte Pete, damit ich wusste, dass es so weit ist, den Motor abstellen und sagen: Also, Zehntausend-Lungen-Mann.

Es war dunkel und warm und gemütlich unter meiner Tarnung wie in Mutterns Bauch. Ich hätte sofort einschlafen können, wäre ich nicht so aufgereggt gewesen. Immer, wenn wir an einer Ampel standen, hörte ich in dem Ohr, das auf dem Polster lag, mein Herz schlagen, sehr kräftig und schnell. Dann wurde ich mehrmals kurz hintereinander nach vorn und hinten geworfen. Das Motorgeräusch verstummte, das Lenkradschloss knackte. Ein Sicherungsstift rastete ein. Wir waren angekommen, sagte Pete. Eine Tür wurde geöffnet. Füße scharrtten auf Schotter. Eine andere Tür wurde geöffnet. Meine Deckung sei okay, sagte Pete, und trug mir auf, mich ab jetzt nicht mehr zu bewegen. Er werde jetzt reingehen und wohl in etwa einer halben Stunde wieder ans Auto kommen, schätzte er.

Ich solle mich also eine halbe Stunde nicht bewegen, fragte ich etwas ungläubig. Ob es nicht etwas schneller gehe? Er wolle ihn nicht allzusehr drängeln, meinte Pete, das könnte uns verdächtig machen. Die Tür knallte. Das leise Klickern beim Stecken des Schlüssels. Das Rucken des Sicherungsstifts.

Stille, nur der Pulsschlag in meinem Ohr und mein Atmen, mein Keuchen. Einige Autos. Eine Gruppe ziemlich laut sprechender Männer. Längere Stille. Ich machte mir klar, das ich ihn bereits mit dem ersten Schlag dermaßen erwischen musste, dass ihm nichts mehr einfiel. Den Kopf treffen, klar. Ich konnte allerhöchstens zweimal

zuschlagen, dann würde er beginnen, sich zu wehren. Wenn er langsam reagierte. Wenn er schnell reagierte, würde er schon nach dem ersten Schlag die Hände hochreißen. Wieder eine längere Stille, Stöckelschuhe, ein schrilles Frauenlachen. Ein Schwarm von Autos, darunter ein schwerer Dieselmotor. Wenn er sehr schnell reagierte, würde er sich schon beim Rascheln des Schlafsacks schützen. Vielleicht versuchen auszusteigen. Mehrere Autos hintereinander. Das Kreischen von Bremsen. Zwei Mopeds, deren Fahrer sich etwas zuriefen. Er durfte auf keinen Fall aussteigen. Wenn er ausstieg, war alles verloren. Aussteigen durfte ihm gar nicht erst einfallen. Vielleicht lieber sofort eins auf die Birne, aber volle Kanne, den Stift gar nicht drücken. Das Schlagen einer Wagentür. Ein Motor wurde angelassen. Getriebekrachen. Ein neuer Schwarm von Autos. Wenn nur der erste Schlag stark genug war. Über Petes Kopf und dann schräg nach rechts runterziehen. Der Schlauch war gut. Der Schlauch war fest und schwer. Wenn ich nur weit genug ausholen konnte. Genagelte Absätze. Das heisere Röcheln eines Hundes. Eine Gruppe von Autos, alle langsam. Mehrmals kurzes Hupen. Dann das helle Knarren einer Fahrradnabe. Es war eindeutig zu eng in diesem Auto, ich konnte mit dem Schlauch nicht ordentlich ausholen. Leider hatte ich bei der Probe auf einen kräftigen Schlag verzichtet, wenn auch aus vernünftigen Gründen. Wenn ich ihm im Ernstfall nur so einen schlapen Klaps verpassen würde, wäre es vermasselt, denn es würde ihm gelingen auszusteigen, er würde fliehen, wir wären am Arsch.

Warf schnell den Schlafsack zurück und sah es mir genauer an. Totale Scheiße! Oh verfluchte Scheiße! Rollte mich wieder ein, sehr aufgeregt jetzt. Das war eindeutig zu eng. Die verdammten Kopfstützen! Das war kein halber Meter. Wie aber, wenn er klein war. Wenn er hinter der Kopfstütze völlig verschwand. Wenn er zum Schutz nach vorne rutschte. Ihn im Auto niederzuschlagen, war ein idiotischer Plan. Konnte ihm vielleicht den Schlauch über den Kehlkopf legen und ihn würgen. Wollte ihn aber doch nicht umbringen. Die Schläge würden zu schwach sein. Einfach idiotisch. Es hätte mir schon auffallen können, als das Rehlein vorne saß. Es hatte mir spätestens bei der Probe auffallen müssen! Ein Idiotenplan. Das Scheitern war vorprogrammiert. Es gab nur einen Ausweg. Mein Atem wurde sehr schnell und heftig.

Warf den Schlafsack ab, spähte über den Rand des Fensters, ob ich Pete sah. Bis auf zwei Männer, beide in martialischem schwarzen Leder, mit Uniformmützen aus schwarzem Leder, war die Straße leer. Ich stieg schnell aus und rannte geduckt um den Wagen herum. Schob den Schlauch in den rechten Ärmel. Rannte geduckt ein paar Autos weiter. Spähte erneut über die Straße. Eine Gruppe von jungen Mädchen und ein älteres Ehepaar. Ich verließ den Parkplatz, mich zu einer langsamen Gangart zwingend. Lief ziellos, Hauptsache weg, weg, weg! Bloß wohin.

Wohin überhaupt. Hielt inne, holte mit links die Zigaretten raus, was sehr schwierig war. Ließ mir von einem Kurzhaarigen in Springerstiefeln Feuer geben.

Rauchte, gestand mir ein, dass ich kopflos gehandelt hatte. Trotzdem im Prinzip richtig. Würde ihn an unserer Location aus dem Auto holen, und dann gib ihm. Ließ mir schließlich den Weg zu Zoozie's Café beschreiben.

Betrat möglichst unübersehbar das Lokal. Schaute nicht nach Pete. Drückte mich am Tresen rum, bestellte ein Pils, wandte dem Lokal demonstrativ den Rücken zu, schmachtete die furchtbare Wirtin an. Hoffend, dass Pete mich bereits gesehen hatte oder an der Schrift auf meiner Jacke erkannte. Ließ den Schlauch-Arm wie gelähmt zwischen den Oberschenkeln hängen, trank das Pils mit links. Sah endlich Pete sehr langsam zur Toilette schreiten. Fragte die Wirtin nach dem Klo. Sie zeigte Pete hinterher.

Pete stand mit offener Hose vor einem Pissbecken. Kein Strahl. Ob ich noch alle auf dem Zaun hätte, fuhr er mich an. Ich könne von Glück sagen, dass er noch nicht da war. Ich erklärte knapp den neuen Plan, Pete beruhigte sich. Beschrieb mir den Weg bis zur griechischen Mamma. Von dort wusste ich alleine weiter, glaubte ich. Pete solle ihn mit zwei, drei Bieren hinhalten, falls ich mich verlaufen würde, dass ich auf jeden Fall als erster da wäre. Und ihn hinhalten, falls ich an der Location nicht sofort zum Wagen kommen würde.

Pete knurrte Okay, knöpfte seine Hose zu und ging. Ich schloss mich in einer Zelle ein, steckte einen Zehnmarkschein in die Hosentasche und schob den Schlauch in den linken Ärmel. Wartete noch eine Weile, riss allerhand Papier von der Rolle, raschelte damit, riss und raschelte nochmal, zog die Spülung und ging

wieder nach oben. Es dauerte eine Weile, bis ich bezahlen durfte.

Z W E I

Ich folgte dem Straßenverlauf, lief unter den metallbeschlagenen Zacken des Stadttors durch, bog links ab, ging auf der anderen Straßenseite weiter, bis ich in einer Nebenstraße den griechischen Schnellimbiss sah. Ich folgte dieser Straße, ging auf Verdacht irgendwann links, später einmal rechts, bis ich mich nicht mehr auskannte. Störte ein knutschendes Paar, um von ihnen zu erfahren, wo es hier in der Gegend so ein pompöses altes Haus, irgendeine Behörde gab. Die beiden Verliebten sahen sich verstört an. Dann blickten sie fragend zu mir. Der Komplex stamme aus dem vorigen Jahrhundert, ergänzte ich, großer Parkplatz, viele Bäume drumrum.

Wieder diese verdutzen Blicke. Er fragte seine Süße, ob sie es kannte. Sie schlug vor, ich könnte die Kunsthochschule meinen. Die aber sei ein Neubau, meinte er. Oder einen kleinen Park mit nem Spielplatz, ob sie den vielleicht kannten, fragte ich. Volltreffer. Das war doch der Park, wo sie immer den Michi ausfuhr. Sie gab mir eine klare und einfache Beschreibung.

Ich lief um den Park herum, bis ich zu der Stelle kam, wo der Bulle den Inhalt meiner Plastiktüte bewundert hatte. Ihre Wegbeschreibung war vielleicht ein Umweg, dafür aber unmißverständlich und leicht nachvollziehbar. Zwei Ecken weiter unsere Location. An der Straßenseite, gegenüber der Freitreppe, parkte ein Wohnmobil. Ich versuchte nachzukucken, ob jemand darin

war, konnte aber nur schlecht reinsehen. Die Fenster waren dunkel getönt und etwas hoch. Ich legte mein Ohr an den Wagen. Kein Sprechen, kein Schnarchen, kein Atmen. Ich steckte den Schlauch in den rechten Ärmel. Probte ein paarmal, den Schlauch durch Öffnen der Hand aus dem Ärmel gleiten zu lassen. Er war schwer und rutschte gut, wenn ich schnell zupackte, nachdem er auf dem Boden aufgestoßen war, lag er richtig gut in der Hand. Ich schlug ein paar Blätter von den Zweigen. Der Schlauch gab ein durchaus beruhigendes Windgeräusch. Ich schob ihn wieder im Ärmel hoch und kauerte mich hinter dem Wohnmobil unter die Zweige.

Und wieder Warten. Eine Schiffssirene, weit entfernt. Ein älterer Mann auf unhörbaren Krepptsohlen, der das Wohnmobil aufschloss und etwas Klapperndes herausnahm. In meinem Rücken eine Gruppe von Mofas. Lange danach ein einzelner Radfahrer, der den Parkplatz diagonal überquerte, ohne mich zu bemerken. Das stumpfe Schwarz der Fassade, das Glänzen der unteren Fenster, wie Rechtecke von schwarzem Lack, in den oberen Fenstern spiegelte sich das milchfahle, etwas bläuliche Himmelsschwarz über den schwarzen Rundungen der Baumkronen, und das Pflaster des Parkplatzes, ein Schwarz, das einfach schwarz war. Ich überlegte, wie die großen Steine hießen, mit denen das gemacht war: Kopfsteine? Katzenköpfe? Wackersteine, gab es das Wort, außer im Märchen?

Das Grollen von Autoreifen schreckte mich auf. Ein Wagen, ein Golf, fuhr bis zur Freitreppe vor, die Nummernschild-Beleuchtung fehlte. blieb mit der Schnau-

ze zum Gemäuer stehen. Als die Rücklichter erloschen und das Motorengeräusch verstummte, kroch ich aus meinem Versteck und schritt mit klapprigen Knien von hinten auf den Wagen zu. Öffnete die Beifahrertür und sah einem jungen Mann ins wenig erstaunte Gesicht. Ein feister Typ, trug T-Shirt, keine Jacke, dunkler Krauskopf, deutliche Schultern, dicke Oberarme. Eine gewissen Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Sedelmaier war nicht zu leugnen. Schon erstaunlich, dass zwei Menschen einem Dritten ähnlich sehen und dabei zugleich einander so unähnlich sein können. In seinem Schoß lag ein Päckchen, in eine Plastiktüte eingerollt. Ich kommandierte den Kerl raus, schnelles nervöses Vibrato in meiner Stimme.

Er widersetzte sich und fragte, zu Pete gewandt: Wieso? Was soll das? Pete hatte naturgemäß keine Ahnung, er klang dabei echt überzeugend, zuckte die Schultern. Der Typ musterte mich. Misstrauisch. Sehr, sehr misstrauisch. Personenkontrolle, sagte ich, sie sollten mitkommen zum Wohnmobil, alle beide. Ich verstellte meine Stimme ein wenig, damit sie amtlich und routiniert klang. Pete öffnete bereitwillig die Tür, aber der Typ hielt ihn am Unterarm zurück. Immer noch sehr ruhig, verlangte er von mir, dass ich mich ausweise.

P.E. zwölf, sagte ich, Betäubungsmittel. Er lachte etwas gezwungen. P.E. zwölf! Nie gehört. P.E. zwölf! Und atmete scharf durch die Nase aus. Steigen Sie langsam aus und lassen Sie das Päckchen auf dem Sitz liegen.

Pete stieg aus. Ich hielt dem Typ demonstrativ die Tür auf. Er stellte einen Fuß raus, wiederholte dann, ob ich mich ausweisen könne. Im Wohnmobil, sagte ich, im Wohnmobil werde ich mich ausweisen. Oder muss ich Ihnen behilflich sein! Als Kommando, nicht als Frage. Der Kerl sah nochmal zu Pete rüber, erhob sich mühsam, legte das Päckchen auf den Sitz.

Er ging etwa einen Meter vor mir. Der Schlauch rutschte nicht so glatt aus dem Ärmel wie vorhin bei den Proben, ich musste scharf den Arm strecken, mehrere Male, dann kam er sehr schnell, zu schnell, meine Hand griff ins Leere, der Schlauch knallte auf die Steine. Der Typ drehte sich um, machte einen schnellen Schritt, setzte einen Fuß auf das Ende des Schlauchs. P.E. Zwölf, höhnte er, Gartenschlauch-Dezernat, ha? Er machte mir allmählich Angst. Ich blieb starr, ratlos. Trat nach seinem Fuß, der Typ senkte den Blick, mein Fuß stand noch nicht, da traf meine Faust sein Gesicht, nicht sehr genau, nicht sehr fest, trotzdem wirksam. Er verlor kurz das Gleichgewicht, machte einen halben Schritt zurück, der Schlauch jetzt frei, ich griff zu. Er ging auf mich los, die Arme vor der Brust, offene Hände, sah aus wie tausendmal trainiert. Ich holte weit hinter meinem Kopf aus, den Schlauch in beiden Händen. Wir standen etwas zu weit auseinander für meinen Schlauch. Wenn er einen Schritt macht, dachte ich. Aber er machte keinen Schritt. Wenn er auch nur einmal zuckt, dachte ich. Aber er zuckte nicht. Ich machte Schritt und Hieb gleichzeitig. Er riss die Hände hoch, aber mein Schlauch ging durch die Deckung, brach ihm

die Finger auf seinem eigenen Schädel. Er krümmte sich ein wenig, hielt sich vorm Bauch die gebrochenen Finger, zischte durch die Schneidezähne. Ich schwang den Schlauch, als wollte ich ihm den Schädel abhacken. Traf ihn irgendwo beim Ohr, ungedeckt, haute ihn um. Er jetzt auf allen vieren, ich setzte nach, traf Schädel, Nacken, Schädel. Er richtete sich auf, schielte mich an, eindeutig etwas benommen, atmete schwer, ich trat ihm einen Arm weg. Er sank auf die Schulter. Knüppelte sinnlos seinen Rumpf, trat ihm in den Bauch, er keuchte, lag jetzt fast flach auf den Steinen. Meine blöden Turnschuhe waren zu weich, aber ich wusste, ich hatte ihn. Er hob den Kopf, ich trat ihm den Absatz aufs Ohr, mit dem ganzen Gewicht meines Körpers trat ich seinen Kopf auf die Steine, so lange, bis er ihn nicht mehr zu heben versuchte. Er blieb einfach liegen, zuckte nicht, brüllte nicht, atmete nicht, blutete wenig.

In diesem Moment, sagte Pete später, habe er mich angeschrien, ich solle aufhören. Ich kann nicht sagen, ob das wahr ist, gehört habe ich es nicht.

Und wieder Schlauch, und Kopf und Schulter und Arm, und nochmal Kopf und Schulter. Das feine kurze Tok des Schlauches, wenn er etwas Hartes traf. Und Rippen und Lenden und Schenkel und Arsch und nochmal Rippen und Lenden. Das kurze dumpfe Umm, wenn er auf Muskeln oder den Unterleib ging. Und Ohr und Schläfe und Nacken, und Tok und Tok und Umm, und wieder Schläfe und Ohr, Tok und Umm. Und wieder mit dem Schlauch auf Kopf und Schulter und Arm, und nochmal auf Kopf und Schulter. Tok und Umm und Umm. Auf Rippen und Lenden und Schenkel

und Arsch und nochmal auf Rippen und Lenden. Auf Ohr und Schläfe und Nacken, Tok, Umm, Umm und Umm, Tok, Tok, und wieder auf Schläfe und Ohr.

Es reicht! brüllte Pete und schubste mich weg, und diesmal hörte ich ihn. Ich keuchte. Er hatte Recht. Es reichte schon längst. Es war völlig sinnlos. Ich hatte einfach nicht aufhören können. Unterwegs zum Wagen fauchte Pete mich an, ob ich ihn umbringen wollte. Konnte nicht antworten. Wußte nichts. Umbringen nicht. Aber das war sowieso klar. Es hatte schon längst gereicht. Ich hatte nicht aufhören können, obwohl es völlig sinnlos war, hatte ich nicht aufhören können. Es war mir peinlich. Ich hatte ihn nicht umbringen wollen, wirklich nicht.

E I N S

Wir verließen eilig die Location und fuhren auf einer vierspurigen Straße neben dem Rhein. Meine Arme zitterten, ich atmete schwer, und irgendetwas in meinem Geist schlug noch immer auf ihn ein, obwohl es völlig sinnlos war. Und Pete hatte mir bei dem ganzen dreckigen Geschäft zugekuckt. Scheiße, verdammte. Verdammte Scheiße. Verfluchter Mist. Wenn ich ihn wenigstens nicht totgeschlagen hatte, verdammte Scheiße, ihn nicht umgebracht hatte. Mist, verfluchter.

Pete hielt, trotz absoluten Halteverbots, beim Mittelpfeiler irgend einer Rheinbrücke. Es war kaum Verkehr auf der Brücke. Er kommandierte, ich solle den Schlauch wegwerfen. Ich hielt ihn immer noch zwischen den Knien festgeklemmt. Stand gehorsam, wie willenlos auf und stellte mich vor das Geländer. Nahm den Schlauch mit beiden Händen, holte weit hinter meinem Kopf aus, wie ich beim ersten Hieb ausgeholt hatte, und schleuderte den Schlauch mit aller Kraft in die Dunkelheit. Er überschlug sich mehrfach, fd, fd, fd, fd, und verlor sich im Dunkel.

Ein Motorschiff war mittlerweile unter der Brücke durchgefahren. Wir hatten es nicht gesehen, denn wir hatten nicht geschaut. Dass um diese Uhrzeit Schiffsverkehr sein könnte, damit hatten wir nicht gerechnet. Nun lag mein Schlauch auf dem Bug eines Binnenschiffs,

das Schüttgut transportierte, ungefähr dort, wo der Schiffer seinen Kleinwagen geparkt hatte.

Nun, es war nicht mehr rückgängig zu machen. Ich zog mich vom Geländer zurück und stieg wieder zu Pete ins Auto. Der hatte von dem Missgeschick nichts mitgekriegt und verstand nicht recht, warum ich von ihm verlangte, zack zack loszufahren und die mittlere Spur zu nehmen. Ich sollte mal wieder runterkommen, war sein mürrischer Kommentar dazu. Ich erklärte ihm nicht, was passiert war. Er musste nicht alles wissen.

Bald ein Autobahnkreuz und ein Abzweig nach Frankfurt. Etwa zwanzig Kilometer danach eine Tankstelle, wo wir an einer etwas dunkleren Stelle anhielten. Ich prüfte, ob wir unbeobachtet waren, und riss vorne und hinten die schwarzen und weißen Klebestreifen-Stücke von den Nummernschildern, Pete setzte die Beleuchtung wieder in Kraft. Den Tank aufzufüllen hielt er noch nicht für ratsam. Wir sollten lieber ein paar Kilometer zwischen uns und die Location legen, fand er. Beschleunigungsspur, Blinker links, fast kein Verkehr, Gas und Schalten und Gas und Spurwechsel und Schalten und Gas.

Pete fuhr für mein Gefühl viel zu langsam. Er meinte, das sei unauffälliger. Ich wünschte mir, wir würden rasen, was die Kiste hergab. Doch darüber ließ er nicht mit sich verhandeln. Ich sollte mir mal überlegen, in welche Probleme wir kommen könnten, wenn wir wegen zu hoher Geschwindigkeit angehalten würden. Zumindest sei dann aktenkundig, dass wir passend zum Tatzeitpunkt aus Richtung des Tatorts mit Höchstgeschwindigkeit unter-

wegs gewesen wären. Wenn ich in der Sache ermitteln würde, was mir dann wohl dazu einfallen würde.

Wir drehten das Autoradio auf. In den Zwölf-Uhr-Nachrichten kein Wort über uns. Ich war durchaus erleichtert, aber auch irgendwie enttäuscht. Dann das gemeinsame Nachtprogramm der ARD.

Es lebe der Schboad,
ör ist gesund und macht uns hoad.

Wirre Gedanken über den Typ aus dem Auto, die Ware, meinen Schlauch, und wie ich auf ihn eingepregelt hatte. Jetzt klebte Blut an der Ware. Mit dem müsse man kein Mitleid haben, befand Pete, der habe sich das gründlich verdient. Hmm. Ich widersprach nicht. Was konnte ich darauf antworten. Pete musste nicht alles wissen, also blieb ich still.

Nach einer Weile schlug Pete vor, ich solle doch überhaupt mal das Paket aufmachen. Unter Plastikbeuteln und Zeitungspapier und schließlich Alufolie fünf dicke runde Platten von der Größe kleiner Untertassen, ungefähr zwei Finger dick, eng und stramm von Gewebe bedeckt wie bestimmte Sorten Salami, um den äußeren Rand ein Saum. Von der Platte ging ein schwer beschreibbarer, ein herrlicher, ein unvergleichlicher Geruch aus, lecker wie von Heu und Harz vielleicht, eben der typische Geruch dieses Zeugs.

Mach das mal auf, sagte Pete und kramte ein Klappmesser aus der Hosentasche. Ich nahm das Messer entgegen und machte es auf, hielt es ihm wieder hin. Pete

wehrte verärgert ab. Nicht das Messer sollte ich aufmachen, sondern mit Hilfe des Messers eine der Platten.

Ich stach an einer etwas loseren Stelle unter den Saum, bekam etwa drei Zentimeter frei und riss daran. Nichts bewegte sich, ein festes Gewebe, Leinen vielleicht. Aber es gelang mir, einen Winkelhaken von der Oberseite der schwarzen Platte runterzuzerren, obwohl der Stoff erstaunlich fest klebte. Die Gewebestruktur war auf der Oberfläche der Platte deutlich zu erkennen. Das Zeug musste wohl, als es noch flüssig war, direkt in den Stoffbeutel gegossen worden sein. Pete ließ sich die Platte reichen und roch an der freien Stelle. Zeigte sich hochzufrieden.

Ob ich im fahrenden Wagen bauen könne, wollte Pete wissen. Aber klar. Mit den Zutaten aus Petes Tabaksbeutel stellte ich meine Fähigkeiten unter Beweis. Es wurde eine artistische Leistung, und die konische Zigarette, die dabei herauskam, war deutlich faltiger und krummer als sie eigentlich sein sollte, brannte aber einwandfrei. Der Aufwand hatte sich gelohnt, zumindest für mich, der ich die meisten Züge bekam, denn die düsteren Gedanken hielten mich von da an nicht mehr völlig in ihrer Gewalt und waren nicht mehr ganz so schwer. Und die Musik aus dem Radio wurde erträglicher.

Aber Pinguin, aber Pinguin,
aber Pingu, Pingu, Pinguin
hat Sehnsucht nach der Fähre Här Ne.

Wir fuhren einige Kilometer in tiefes Schweigen versunken. Dann bemerkte Pete unvermittelt, es sei echt merkwürdig, dass der Typ sich benommen habe, als ob er mich noch nie gesehen hätte. Ich brummte Hmm. Ob mich das nicht wundere? Es war der Moment gekommen, meine Phantasie in Bewegung zu setzen. Ich ließ ihr freien Lauf. Er halte uns beide für Spitzel, schien mir schließlich am plausibelsten. Schweigen. Durch meine Aktion mit dem Gartenschlauch müsse ihm alles klar geworden sein. Hmm, knurrte ich.

Wir fuhren wieder eine lange Strecke schweigend. Langsam kroch ein flacher Schlaf in mir hoch und ließ mich hingebungsvoll werden bis zur völligen Willenlosigkeit. Mein Körper wehrte sich nicht mehr gegen das leise Schaukeln und Schwanken, wenn Pete beschleunigte oder bremste, aus- oder einscherte. Das Gebrüll des Motors, das Rauschen und Zischen des Windes, das Rumpeln der Karosserie, all das störte mich nicht mehr. Mein Geist zog die Radiomusik zu einem einzigen wüsten Brei zusammen und machte daraus einen turbulenten Film.

Ein Mann, der seinem Verleger ein Buch anbietet, das die Geschichte eines Mannes erzählt, der seinem Verleger ein Buch anbietet, das die Geschichte eines Mannes erzählt, der seinem Verleger ein Buch anbietet, das die Geschichte eines Mannes erzählt, der seinem Verleger ein Buch anbietet, und so fort. Wir erfuhren, dass ein altes Lied der Taiga Sehnsucht heißt, und wurden auf Englisch intensiv befragt, wie man sich als rollender Stein fühlt. Die Radiomusik immer schön abwechselnd ein deutscher, ein fremdsprachiger, meist englischer Text,

keine Instrumentaltitel. Jemand hatte den Kaffee fertig und fand, dass diese Worte unheimlich zärtlich klangen. Jemand anders verschickte eine SOS-Botschaft in einer Flasche. Und völlig losgelöst von der Erde schwebte ein Raumschiff, völlig schwerelos. Und etwas später wollte jemand unbedingt ein Bär am Nordpol sein, weil er glaubte, dann aller Sorgen entledigt zu sein.

Ich war noch nicht richtig weggedriftet, hatte bloß jenen Grad der Entspannung erreicht, an dem man keine Veränderung der augenblicklichen Lage mehr wünscht. Alles war in Ordnung so wie es war. Das Schwanken machte mir jetzt nichts mehr aus, auch der Motorenlärm nicht, auch nicht die Windgeräusche, das Pfeifen und Rumpeln der Reifen, der ganze Krach, der nur selten vollkommen vom Radio übertönt wurde. Ich war in einem fahrenden Auto geboren worden, mein Körper kannte nur das Fahren, und er würde immer fahren und wollte es nicht anders, und ich würde in einem fahrenden Auto begraben werden.

Was er wohl als nächstes tun werde, sprach Pete in unser Schweigen hinein. Dass der Typ gemeint war, den ich verprügelt hatte, verstand sich von selbst. Aus einer heiteren Regung schlug ich vor, er werde Pete die Ohren langziehen. Für Pete ein wohl eher schlechter Witz, er antwortete sehr ernsthaft, das werde der Typ nicht hinkriegen, dessen er sich sehr sicher. Wieso er sich da so sicher sein könne, wollte Pete mir aber nicht verraten, das sei ein Geheimnis. Bin mir eben sicher.

Mein Mädelist
nureine Verkäuferin
in einem Schuhgeschäft.

Ich begann mich zu fragen, ob der Typ sich vielleicht an mir rächen werde. Ob Pete ihm vielleicht meinen Namen oder meine Adresse gegeben haben könnte. Um von sich abzulenken. War das sein Geheimnis? Ich fragte Pete, ob er sich stets an die konspirativen Regeln gehalten habe. Darauf könne ich mich verlassen, versprach Pete.

Der Brei aus Radiomusik war jetzt ein Berg aus Geplärr und Geleier, durch den ich mich hindurchfressen musste, um ins Schlaraffenland zu kommen, kurz darauf überflog ich weite Hügellandschaften, von Schnee bedeckt, anfangs allein, später in Begleitung einer nicht näher identifizierbaren Frau, vielleicht Anna, vielleicht die Kollegin, die sie gefeuert hatten, zog mit meiner Schwester durch eine düstere Stadt, bestellte in einer Polizeikantine ein Gyros Pitta, dessen Fleisch wie Sand zwischen meinen Zähnen knirschte, so dass ich es ausspucken musste, wanderte allein weiter durch die düsteren Straßen derselben Stadt, vermutlich Köln, traf auf einem Platz, von hohen Bäumen umstanden, meine Schwester, die dort im Auto auf mich gewartet hatte und mir zwei Kugeln durch die Brust schoß, die einen leichten Hustenreiz verursachten.

Als mir das Fahrgeräusch fehlte, erwachte ich unter einem Dach aus großer Helligkeit. Pete stand draußen und tankte. Wir waren bereits in der Gegend um Würz-

burg. Ich überlegte, ob ich mal fahren sollte. Fragte Pete, ob er es noch schaffe. Er wirkte zuversichtlich, wollte aber vorher in der Raststätte einen doppelten Espresso trinken.

Man musste sich das Gedeck selbst zusammensuchen, unter einen Nirosta-Automaten stellen, den beschrifteten Knopf drücken, und schon fiel einem die braune Brühe in die Tasse. Ich grübelte, was einen an diesen Raststätten immer so traurig und abgründig stimmte. Mich munterte dieser Kaffee kein bißchen auf, Pete hingegen erklärte, er sei jetzt wieder voll da. Im Auto fragte ich, ob ich weiterschlafen durfte. Für Pete war es okay, ich sollte nur vorher nochmal einen bauen.

Als er mich in München weckte, standen wir vor meiner Wohnanlage. Der Tag graute. Pete hatte bereits den Schlafsack gestopft, im Kofferraum nach meinen Dingen gekuckt und mir eine Plastiktüte hergerichtet. Auf meinem Schoß die kleinere Hälfte einer der fünf Platten, sorgfältig in Alufolie gewickelt. Ich steckte sie in die Tüte. Die Zweitausend fürs Auto hatte er schon abgezogen.

Ende gut, alles gut, sagte Pete, und zwinkerte mir aus kleinen Äuglein Munterkeit zu. Mein Gott, war er naiv! Wie kann ein Ende gut sein, wenn der Weg, der zu diesem Ende führte, nicht gut war? Wie kann ein solches Ende den schlechten Weg rückwirkend gut machen? Für diese Überlegungen war ich an jenem Morgen vor meiner Wohnanlage viel zu übermüdet, sie fliegen mir erst jetzt zu, beim Schreiben des Berichts. Damals, schläfrig und benebelt, war ich diffus angeekelt von diesem

Eins

Spruch, ohne dass ich hätte sagen können, warum. Schon gut, schon gut, knurrte ich abwehrend.

N U L L

Der Zehntausend-Lungen-Mann wird am folgenden Morgen von einem Jungen gefunden, der auf dem Parkplatz sein neues Fahrrad ausprobiert. Unterkühlung, Unmengen von Platzwunden und Prellungen, vor allem am Kopf, und Verdacht auf Gehirnerschütterung. Notarzt und Krankenhaus. Dort liegt er drei Tage. Am ersten Tag ist er noch vernehmungsfähig. Aus Angst, sich selbst zu belasten, behauptet er, dass er nicht zu wisse, wie und warum er auf den Parkplatz gelangt ist. Am zweiten Tag ist er morgens nur mit Mühe wachzukriegen, am späteren Nachmittag verliert er einigermaßen unerwartet das Bewusstsein. Intensivstation und Röntgen vom Feinsten und Ultraschall mit allem Pipapo, das ganz große Besteck. Die aufgescheuchte Ärzteschaft entdeckt aber seine inneren Blutungen nicht. Am frühen Morgen des dritten Tages, um 7:03 Uhr, taucht der Zehntausend-Lungen-Mann für immer ab.

Sedelmaier vögelt das süße Ärschken gut tausend mal von vorne und von hinten und erwischt sie eines Tages mit einem schmalen Jüngelchen, ungefähr so klapprig wie das süße Ärschken. Sedelmaier auf ihn los mit Gebrüll, der Junge hält instinktiv seinen Arm vors Gesicht, zum Schutz vor Sedelmaiers Pranken. Sedelmaier, besoffen, rennt mit dem Gesicht in den spitzen Ellenbogen und verliert das Augenlicht. Klagt auf Schmerzensgeld, kriegt viertausend Mark, und taucht unter. Wird Jahre

später in Rio gefunden, aufgehängt unter einer Brücke, mit durchschossenen Handflächen. Das süße Ärschken und der Junge gehen zusammen nach Bremen und werden clean. Beginnen eine bürgerliche Existenz, heiraten, kriegen zwei Kinder, beides Mädchen.

Hedi gerät an die Bücher von Carlos Castaneda und beschließt, Don Juan Matus ihre Aufwartung zu machen. Läßt sich von ihren vier Kindern einen Kredit über insgesamt 50.000 Mark geben, fliegt in die Vereinigten Staaten und gilt seitdem als verschollen. Ihre drei Söhne werden Jahre später zum selben Zeitpunkt Väter desselben Töchterleins, begreifen bei dieser Gelegenheit, dass sie tüchtig gehört worden sind, liefern sich eine Messerstecherei, die einzig Jörg überlebt, der sich nach seiner Genesung die Pulsadern öffnet. Seine Schwester versumpft als ledige Mutter in der VHS-Verwaltung, ich habe nie mehr etwas von ihr gehört.

Anna studiert fertig, wird Assistentin, promoviert und heiratet ihren Professor. Kriegt von ihm Zwillinge, beides Mädchen, und wird Nur-Hausfrau. Er fängt was mit seiner neuen Assistentin an, baut auf dem Weg zu ihr einen Autounfall, kriegt Aphasie und ist damit aus dem Wissenschaftsbetrieb raus. Anna steckt ihn, 45jährig, in ein Altenheim und lebt allein. Habilitiert und bekommt einen Ruf nach Tübingen als akademische Rätin und lehrt seitdem, wenn sie nicht gerade die Einführungsveranstaltung für Studienanfänger aufgedrückt bekommt, über Suchtprobleme bei Frauen. Ihre Veranstaltung im letzten Sommersemester trug den Titel: *Tabakkonsum von Frauen*.

Pete zieht zu seiner Bankangestellten und ihrer neunjährigen Tochter und gibt die neue Telefonnummer nicht an seinen alten Freund in Frankfurt weiter. Der nämlich hat mittlerweile die einzig wahre Connection gefunden und ist nicht mehr interessiert an Telefonnummern. Er hat sich den Goldenen Schuss gesetzt und ist im Fixerhimmel, wo er neben all den minderjährigen Bahnhofsnutten eine durchaus akzeptable Figur macht. Pete wird mit dem Dealen, nicht aber mit dem Haschischrauchen aufhören und einen ganz ordinären Lungenkrebs sterben, nicht ohne durch seine Lebensversicherung der Banktussi und seinen zwei Töchtern, der leiblichen wie der angenommenen, eine Eigentumswohnung in Haidhausen zu finanzieren.

Einzig mein Schicksal bleibt ungewiss. Am nächsten Morgen gehe ich wie gewohnt in meine Telefonzentrale. Weder überraschende Anrufe, noch unerwünschte Besuche, nicht in der Telefonzentrale und auch nicht privat, die Ermittlungsbehörden lassen mich in total Ruhe. Anna meldet sich nicht mehr, nimmt meine Anrufe nicht an, und wenn ich ihr aufs Band spreche, ruft sie nicht zurück. Vermutlich werde ich meinen Job in der Telefonzentrale noch einige Jahre machen und in meiner freien Zeit einen mittelmäßigen Kriminalroman schreiben, der tatsächlich als Buch erscheint, und mir mit seiner Fernsehfassung eine fünfstellige Summe verdienen, meinen Job in der Telefonzentrale aufgeben, ein dutzend ähnlicher, weit schlechterer Krimis nachschieben, die nicht mehr verfilmt werden, bis der Verleger das Interesse an mir verliert. Ich gebe auf und verblöde als

Nachtwächter irgendeiner Behörde des Freistaats Bayern. Oder vielleicht werde ich morgen eine längere Nase haben, neue Schuhe, weniger Regeln, bessere Texte. Oder vielleicht gibt Pete mir übermorgen so viele Singapore Slings, die ich nicht bestellt habe, dass ich auf dem Heimweg, während meiner Zigarettenpause auf der Brücke, einschlafe und, wenn die Nacht am kältesten ist, im aprikosenfahlen Morgen sanft erfriere. Oder vielleicht mache ich von meinem vielen Geld eine Wochenendreise nach London und werde dort beim Überqueren einer Straße ganz primitiv totgefahren. Oder vielleicht sorgt die kosmische Vergeltungsmaschinerie dafür, dass ein paar Neonazis mich mit einem ihrer Feinde verwechseln und umgehend so gewissenhaft verprügeln, dass ich drei Tage später meinen Verletzungen erliege. Die Zukunft des Planeten gehört den Frauen, alles wird gut.

K O L O P H O N

VERSION 1.1

Das Manuskript wurde Anfang 2023 durch einen Zufall wiederentdeckt. Es lag ursprünglich vor als Nadeldrucker-Ausdruck, datiert vom 18. Dezember 1989, 176 Seiten DIN A4, Zeilenabstand: zweizeilig.

VERSION 1.2

Version 1.1 redigitalisiert und kapitelweise als Markdown-Dokumente in *Obsidian* abgelegt und überarbeitet. Die meisten Dialoge wurden in indirekte Rede überführt. Überarbeitete Stellen sind kenntlich durch (a) neue Rechtschreibung und (b) direkte Rede ohne Anführungszeichen. Mit *Libre Office* für den Manuskriptdruck aufbereitet.